

Illustrierte

Frauen-Zeitung

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
m. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversand fl. 1.60).

→ Berlin und Wien, 15. September 1899.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
m. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversand fl. 1.60).

XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Liebe.

Novelle von Luise Westfisch.

(Schluß.)

Buschwender trat schweigend zurück. Kathrin aber lief und lief. Bald fand sie, die sie suchte. Wie sie plötzlich verschwunden gewesen waren, so tauchten sie unversehens wieder auf. Ihr war der Athem knapp, als wäre sie einer großen Gefahr entronnen. Aber sie lachte und sprach laut.

Zu dumm, diese Männer mit ihrer Lieb! Was eine Frau von ihnen verlangte, das thaten sie pünktlich wie die Hampelmänner, die man am Faden zieht: „jetzt zapfst, und jetzt haltst Ruh.“ Wohlverstanden, ihre eigene Frau mußte es nicht sein, die zog; nach der Hochzeit versagte der Faden. Sie hätte an Buschwender's Platz sein sollen, allein mit dem Mädchen, nach dem er verlangte, und dies Mädchen, so erregt und warm und läppisch offen, wie sie's gewesen war! — Aber es war gut, wie es war; sehr gut!

Während sie sprach und lachte, sah sie den grünen Waldsleck vor sich, die tief hängenden Buchenzweige, die rauhe Rinde des gefällten Stammes zwischen hochragendem Kraut, das Wässerchen, das sonnbetupft hinsinkerte. Es war wie eine Vision, wie ein Alpdrücke. Es reizte sie, es machte sie toll.

Als sie, in die Waldwirtschaft zurückkehrend, Buschwender vorfand, der stumm und demütig, mit traurig vormurksvollem Blick sich zu ihr gesellte, regte sich etwas in ihr wie Haß. Sie that, als sähe sie ihn nicht, sie wandte sich an die anderen Burschen, besonders an Schreiber, spielte los mit seiner Rosenknospe, schaute ihn so strahlend an, wie sie nie einen Mann angesehen hatte, und sah ihn gar nicht, und wußte nicht, was sie sprach, sah nur den anderen und dachte: „Der verträgt alles! Wie thust Du ihm weh, so weh, daß er's nicht mehr verträgt?“

Da man nun aufbrach, stand plötzlich Buschwender wieder neben ihr.

„Noch zwei Worte, Fräulein.“

Sein Gesicht sah finster aus. Eine plötzliche Angst ergriff sie.

„Ich wiß' wirklich nit, Herr Buschwender. Geredt haben wir doch genug mit einander.“

Er hörte nicht auf ihre Einrede. Er hatte ihre Hand gefaßt, fest wie in einem Schraubstock, und zog sie auf den wenig betretenen Pfad, der um den Wirtschaftsgarten herum lief.

„Was Sie mir anthun, Fräulein Kathrin, das ist nicht schön und nicht recht,“ sagte er leise. „Aber davon wollen wir jetzt nicht reden.“

Eine große Enttäuschung löste das Zittern ab, die jähre Schwäche, die sie bei seinem energischen Vorgehen ergripen hatte. Davon wollte er nicht reden? Davon nicht? — Aber dazu hatte er doch Grund, der Narr! Wovon denn?

— Auf das, was Sie Sich selbst anthun, will ich als ehrlicher Freund Sie aufmerksam machen. Sie haben Sich heut' Abend nicht betrügen, wie es einem anständigen Mädchen ziemt. Einige sangen schon an, Sie nicht mehr dafür zu halten, und das Ende, wenn Sie auf diesem abschüssigen Weg verharren, ist, daß Sie aufhören werden, es zu sein.“

Jetzt kochte ein besinnungsloser Zorn in ihr auf. So kühl und klar und schulmeisterhaft kanzelte er sie ab, er, dessen Herz sie voll eifersüchtiger Leidenschaft glaubte, blutend von ihren grausamen Krallenhieben! In diesem Augenblick schien's ihr, als könne sie ihn erwürgen.

„Erlauben Sie, Herr Buschwender —“

„Nein, ich erlaube Ihnen nicht, Sich zu Grunde zu richten, wenn ich Sie daran verhindern kann. Sie scheuen die Mühsal eines Hauswesens, die Brutalität eines Mannes in der Ehe; unter dem Druck der Rechtslosigkeit und Schande außer der Ehe wird beides noch in ganz anderem Maß auf Ihnen lasten.“

Vor ihren Augen tanzten rothe Flammen. „Was ich zu thun habe, weiß ich allein,“ stieß sie hervor und hatte kaum Athem, zu sprechen. „Aber, wenn Sie's durchaus nit lassen können, den Tugendwächter bei einem Mädchen abzugeben, denn so können Sie das näher haben, mein' ich, und bei Einer, die Sie mehr angeht als ich.“

Da schrie sie auf. Am Handgelenk hatte er sie herumgewirbelt, zwang sie, ihm in die Augen zu sehen. „Wer ist gemeint?“

Sie schwieg. Der Zorn hatte es aus ihr herausgeschlagen. Gern hätte sie das schlimme Wort zurückgehabt.

Aber er hatte ihre Schultern gepackt und rüttelte sie.

„Antwort! Antwort! — Auf wen geht's? Auf — auf meine Schwester?“

Er that ihr weh. „Ja!“ stieß sie trostig hervor.

„Lügnerin!“

Sie antwortete nicht.

— Und er?“ fragte er weiter. „Er?“

„Ach, lassen Sie mich aus!“

Sie versuchte, sich loszuringen. Er drückte sie an sich, daß ihr der Athem verging, seine Hand zuckte nach ihrer Kehle, als wollte er sie erwürgen. „Ich bring' Dich um! — Wer?“

„Wenn Sie's denn durchaus wissen wollen, — der junge Herr Ritter.“

„O Du! — Und an so Eine wirft man sein Herz weg, an so Eine! Ein Mädchen, das ihr so herzlich entgegenkam! Es ist gemein, schmutzig! Pfui! —“ Er befann sich. „Wem hast Du Deine höllische Lüge schon eingespritzt? — Antwort! — Wem?“

Sie rang nach Luft. „Keinem! Auf Ehr' und Seligkeit! — Und hätten Sie mich nit so wild gemacht eben — Lassen Sie mich los, ich bitt' Sie! Ich erfüld' ja!“

Über die Hecke her drang das Geschwirr fröhlicher Menschenstimmen. Hier draußen war sie allein mit ihm, und durch das Halbdunkel des sinkenden Tages und der schattenden Bäume sah sie das weiße Gesicht des Mannes über sich leuchten, seine Augen sie ansfunken in einem Grimm, vor dem sie sich klein fühlte, während wie der Sturmwind seine leise aber scharf gegliederte Rede über sie hinbrauste.



Großmutter erzählt. Nach dem Gemälde von Paul Wagner.
Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

"Elende Kreatur! die für Liebe Gifft giebt, — mit Dir bin ich fertig. Vor mir braucht nicht mehr fortzulaufen. In Ewigkeit will ich nichts von Dir. Aber Eins merk' Dir! Hast Du gewußt, was mir meine Schwester ist? — Natürlich hast Du's! sonst hättest Du mir ja das nicht gesagt, gelogen, nicht gerade das! — Nun denn, ich bring' Dich um, um wenn ich drum sterben muß, ich mache Dich kalt, wenn Du einer Menschenseele Deine infame Verleumdung wiederholst. Ich sprache nicht. Wahr' Dich. — Und nun, mir aus dem Weg!" —

Er schleuderte sie von sich, so heftig, daß sie, ausgleitend, mit der Stirn gegen einen Baumstamm schlug. Sie taumelte zur Erde. Er sah's nicht mehr. Sie hatte auch nicht geschrien. Lautlos war sie zu Boden gestürzt, und dort fauerte sie jetzt und wischte das Blut ab, daß ihr über das Gesicht lief auf die neue Jade, ganz langsam wischte sie's ab in einem großen, felsamen Staunen, das sie hinderte, zu weinen.

Sie hörte, daß Anna nach ihr rief. Sie ließ sie rufen. Sie saß in die Dunkelheit gewickelt wie in einen Mantel, ganz ruhig, mit einem wunderlichen Wohlgefühl im Herzen, das still geworden war in einer gewissen feierlichen Ergebung wie die Bäume um sie her, einem Glück, zu ernst zu Scherz und Lachen, zu tief selbst zur Rede.

Anna, die nicht ableß zu suchen, fand sie endlich und schrie auf, als sie sie auf dem Boden sah, das Gesicht voll Blut.

"Hingeschlagen bin ich halt," erklärte sie, langsam aufsteckend, "gekippt über einen Baumknorzen."

Wo denn Buschwender sei? Man hatte gemeint, sie wäre mit ihm.

"Buschwender? Der wird heimgegangen sein mit der Fräulein Tilli."

Die Frauen bestanden darauf, ihr in der Küche des Lokals das Blut abzuwaschen. Dann brach man auf.

Kathrin that die Lippen nicht auseinander. Aber Doris sagte: ganz gewiß habe sie das Fieber, das sähne man deutlich an den großen, glänzenden Augen, und sie solle nur aufpassen, sonst schlage es ins Hirn, und dann sei der Mensch gleich hin. Mit ihres Mannes Tante sei es gerade so gewesen. Worauf alle Frauen Kathrin beschworen, doch ja aufzupassen.

Die nickte stumm und schlüpfte fort in ihr Haus und ohne Gruß und Wort durch die Küche, vorüber an ihren verwunderten Logis-Wirthen in ihre Kammer, glückselig über den kleinen Raum, den Rästen, in dem sie allein sein durfte.

Inzwischen war Buschwender heimgestürzt, ohne auf seine Schwester zu warten, zu wenig Herr seiner selbst, um eines anderen Gegenwart zu ertragen. Anfangs, während er, das Gewühl froh ermüdet Spaziergänger durchschneidend, unter den dunklen Baumkronen hinschloß, war keine andere Empfindung in ihm als Entrüstung, Entrüstung, daß die Verleumdung an seine Schwester sich wagte, Entrüstung, daß gerade das Mädchen, das er liebte, es sein mußte, die das abscheuliche Wort gesprochen hatte. Das würde er ihr nie vergeben, das nicht! Er verachtete sie.

Noch während er in der kleinen Küche auf und nieder rannte, die Heimkehr der Schwester erwartend, wiederholte er sich immerfort, daß er sie verachtete. Von den Wänden glänzten die blanken Pfannen und Kessel auf ihn herab, die leuchtend sauberem Töpfe auf mit zierlich ausgezacktem Papier belegten Borden, Tilli's Werk. Ihr Strickzeug lag in einem hübschen Körbchen am Fenster neben einem Buch, in dem sie abends las. Wie konnte man sie! sie! verdächtigen? Wie konnte man? — Er fuhr zusammen, er blieb stehen, sein Blut floß nun schon ruhiger. Ja, wie konnte man?

Diesmal fragte er's ohne Entrüstung, ganz sachlich. Wie konnte sie? Wie kam sie auf diese, gerade diese ganz bestimmte Beschuldigung? Aus Bosheit, Klatschsucht? Bosheit erfindet Geschichten, sie erfindet keine Namen. Und nun stieg ihm etwas wie eine Feuerfugel die Brust heraus und füllte ihm die Kehle, daß er kaum atmen konnte.

Gegen zehn kam Tilli die Treppe herausgelaufen. Gilfertig riß sie die Thür auf.

"Bist Du hier, Hein? — Wie hab' ich Dich gesucht! Wo bleibst Du nur. Heinrich! um Gotteswillen! was ist mit Dir?"

Er trat langsam auf sie zu, sah sie Handgelenke, zog sie in's Licht der Lampe.

"— Ist's wahr?" preßte er durch die Zähne.

Da stieß sie einen wilden Schrei aus. "Du weißt's! O Gott! Heinrich, was soll aus mir werden?"

Laut ausschluchzend warf sie sich über den Tisch. Eine furchtbare Pause entstand, ihm schlugen die Zähne auf einander.

"Ich weiß — nicht alles," sagte er endlich langsam. "Rede!"

Und da sie nur fortfuhr zu schluchzen, setzte er hart hinzu: "Zum Heulen wird Dir Zeit bleiben. Jetzt befenne."

"O," wehrte sie, "Du darfst nichts Schlechtes denken! — Wenn ich Dir's nicht längst gesagt habe, lieber, lieber Heinrich! Glaub' doch mir, ich hätt's gern gethan. Aber er —"

"Er? — Das ist Cäsar Ritter."

"Ja —"

Er lachte wild auf. Keine Lüge! Keine Verleumdung; Wahrheit. "Natürlich, daß er's nicht wollt!"

"O, wenn Du so hart, so höhnisch mit mir sprichst, — wie soll ich Dir's sagen?" rief sie außer sich.

Mit einer Geduld, die er nur schwer dem in ihm tosenden Fieber abzwang, brachte er es dann heraus.

Cäsar Ritter war ihr auf ihrem Heimweg aus dem Putzgeschäft öfter begegnet, später hatte er sie begleitet, ihr von Liebe gesprochen. Er war kein schlechter Mensch, nur schwach, und er fühlte das selbst. Er brachte ein Weib, das gleichsam einen moralischen Halt für ihn abgab. Das konnte nur eine sein, die er liebte. Seine Verwandten planten eine reiche Partie für ihn. Aber er liebte sie. Als Lohn für ihre Treue und verschwiegenheit ließ er hinter Schleieren und geheimnisvollen Hindernissen, fern im letzten Hintergrund der Zukunft die Heirath tanzen, wie man Kindern vor dem Fest die Weihnachtspuppen im Spiegel zeigt. Buschwender schämte, daß seine kluge Schwester sich in einer so plumpen Falle gefangen haite.

Und nun hub der heiße Ringkampf zwischen den Geschwistern an, der Mann die Vernunft, die Erfahrung ins Feld führend, den bekannten Ruf des Liebhabers, mit dem Grimm, der schonungslosen Bitterkeit, die aus seinem eigenen Liebesleid quoll, aus der Geringächzung, mit der er heute auf das Weib schaute. Und sie, die arme Thörin, ihre Liebe vertheidigend; mit Händeringen, mit Schluchzen, mit heiligen Schwüren immer wieder die Reinheit ihrer Beziehungen, die Ehrlichkeit des geliebten Mannes dem höhnisch Ungläubigen betheuernd.

Heinrich Buschwender blieb unerbittlich. Die elterliche Autorität, die seine Auferziehung des hilflosen Kindes ihm verlieh, setzte er voll ein für seinen Willen, befahl, wo es ihm nicht gelang, zu überzeugen. Seine Schwester betrat das Putzgeschäft nicht wieder. Er aber würde morgen mit Cäsar Ritter sprechen. Ziel die Antwort aus, wie er sie voraussah, dann verließ Tilli am nächsten Tag die Stadt, reiste zu einer Verwandten nach Berlin, dort sich nach neuer Arbeit umzutun. Er hörte auf sein bitten, er gewährte keinen Aufschub. Er that seine Schuldigkeit. Er rettete sie diesmal, falls sie noch zu retten war. Aber er vergab ihr die Täuschung seines Vertrauens nie.

Ein einsamer Mensch, ging er auf seine Kammer. Als er am nächsten Morgen zur Arbeit antrat, erschien er sich selbst ein Greis.

Er hoffte nichts mehr. Nur etwas zu thun gab's noch für ihn auf der Welt: Cäsar Ritter zur Rechenschaft ziehen, und wenn der ihn hochfahrend und höhnisch abwies, — er ballte die Faust, — je nun, es würde sich finden. Wenn einer nichts mehr zu verlieren hat! — An der Comptoir-Thür auf ihn wartend, sah er die Arbeiter und Arbeiterinnen zum Thor hereinziehen, sah auf Kathrin's Stirn das blutige Mal und erschrak davor wie vor einem Gespenst.

Am liebsten wäre er dem Mädchen gar nicht wieder unter die Augen getreten, aber einmal mußte er sie noch anreden. Er mußte wissen, von wannen ihr die böse Kunde gekommen war. Denn er war entschlossen, ganze Arbeit zu machen, den Funken des Geredes auszutreten, ehe er zur Flamme wurde.

Cäsar Ritter kam nicht. Buschwender mußte an die Arbeit.

Sobald die Frühstückspause begann, stand er wieder an der Comptoir-Thür, lauernd mit heimlichem Blick. Einmal würde er ja kommen!

Da legte eine Hand sich fest auf seinen Arm. Sich umwendend erkannte er Kathrin. Er starre sie an, er fand kein Wort. Sie aber sprach leise und herzlich:

"Was wollen Sie auch mit dem? Das is ja, als wenn Sie die Hand in heißen Brei steken thäten. Zu fassen kriegen Sie nix, bloß die Finger verbrennen Sie Sich!"

"Es muß doch sein," sagte er abwehrend und starre das Mal an ihrer Stirn an.

Sie blieb neben ihm stehen, schweigend.

Eine Weile verharnten beide ganz stumm. Er rang hart mit sich, er fühlte, es war seine Pflicht, ihr zu sagen, daß sie recht gehabt hatte, ihr abzubitten, und konnt's nicht über die Lippen bringen. Wozu auch? Es war ja nun doch alles aus. Dem zärtlich Werben-

den war sie ausgewichen, den brutalen Gewaltmenschen würde sie verabscheuen.

Da machte sie eine leise Bewegung. Er sah ihre großen Augen bittend, in Thränen schwimmend auf sich gerichtet, ihre runde Kinderhand strecke sich zitternd und zaghaft ihm entgegen.

"Es war häßlich von mir. Seien Sie mir wieder gut. Bitte —"

Die Höfe, die Gebäude wirbelten vor seinen Augen.

"Du kommst zu mir? Du bittest mir ab? Du mir? Kathel —"

"Es läßt mir halt kein' Ruh —"

"So hast Du mich lieb?" Er zog sie an sich. "Du fürchtest Dich nicht mehr vor mir! Du hast mich lieb, trotzdem —"

Sie schüttelte den Kopf. "Nit trotzdem, sondern deswegen."

"Wie das?"

"Weiß nit. Hast mich halt verhext. Die Lieb is mir angelogen aus den Funken, die Dein Born gesprührt hat, zugleich mit dem Respect vor Dir, der mir aufgestiegen ist aus Deiner gerechten Wuth. Weißt, ich mein', ich hab' die harte Spindel blißen sehen unter dem weichen Garn, — aber sie hat mir nit mißfallen, beileib nit."

"Und Du vertraust mir jetzt?"

Sie sah ihn an, halb schelmisch, halb schen. "Leicht auch vertrau' ich nit. Leicht magst mich ärgern und quälen. Leicht magst mir all' das Herzleid anhören, was der Anna ihr Mann ihr angethan hat. Aber schau, wann ich's voraus wußt' zur Stund', 's wär drum nit anders. So müßt' ich thun." Sie schlang die Arme um seinen Hals. "Ich könnt's nit ändern, ich hab' Dich lieb." Die Thränen traten ihr in die Augen. "Gelt, so dummkopf? Nit ein Haar breit gescheider als all' die anderen! Un dacht's so sein einzurichten."

"Ist Dir's leid?" fragte er sie küßend.

Da lachte sie durch ihre Thränen.

"Nein!"

In diesem Augenblick drängte ein Schwarm Arbeiter aus dem Eßsaal, lachend, schwatzend; ein anderer Schwarm, aus dem Vorhof kommend, begegnete ihm. Ihre Stimmen schwirrten durcheinander, aber die hohe Stimme Schreibers schwieg über allen.

"Kinner, wächst Euch die Stiefel, lauft Euch 'nen neuen Slips. Sonnabend is Suppe feng (souper fin) bei uns."

"Woll, die ganze Spinnerei soll mit Verlobung feiern," sagte ein alter Spinner. "Bier un Wurst un ein Geldgeschenk für jeden Arbeiter! Ausständig is der Alte immer."

"Verlobung?!" Buschwender trat einen Schritt vor. "Verlobung —"

"Mensch, hast du denn geschlaufen, daß Du vom helllichten Dage nißt von weißt? Natürlich Verlobung! Der junge Herr Cäsar heirathet doch in 'ne Fabrik am Rhein. Heime Partie, scheint's."

Im Vorüberlaufen hatte es der Mann gerufen. Die zusammengeslossenen Schwärme strömten weiter, einem leeren Schuppen zu, in dem der erste Betriebsleiter das Fest-Programm zu entwickeln schien.

Buschwender stand wie entrückt. "Verlobt — verlobt — ja so!" Da hatte er seine Antwort, klar und einfach und präzis. In ihrer kühlen Bestimmtheit schien sie ihm ein Hohn auf seinen Eifer, seine Leidenschaft. Aufgeregt fuhr seine Hand in die Brusttasche, in der ein Messer steckte, — für alle Fälle.

Da fühlte er wieder Kathrin's Finger auf seinen.

"Das ist ja gut, Hein; das ist arg gut. Das Allerbeste."

Er strich sich über die Stirn. Wie Gespenster vor dem Hahnenstrahl, so schwand vor dem Ton dieser Stimme sein Traum von gewaltfester Vergeltung. Er selbst erschrak jetzt davor. Ja, es war gut. Heilung ist besser als Rache. Die Erbitterung gegen seine Schwester löste sich in diesem Augenblick in Erbarmen. Lieb' ist Lieb', sie sei klug oder thöricht. Wer sie gewaltsam ausreizen muß, läßt ein Stück vom Herzen dabei.

"Arme Tilli!" murmelte er

Und dann wandte er die Augen auf seine junge Braut, deren Zuneigung nicht monatelanges, geduldiges Werben, sondern ein Moment des Zähzorns ihm erungen hatte. Dunkel zog's ihm durch die Seele: Liebe ist immer Rätsel und Zauber. Wer kann sagen, woraus sie geboren wird, woran sie stirbt? Vielleicht starb die Tilli's rasch, vielleicht blühte auf dem Grab doppelt kraftvoll eine schönere auf. Wer in das Reich der Gefühle tief im Herzen tritt, tritt in das Reich der Märchen. Hier geschehen Wunder noch alle Tage. Das Unwahrscheinlichste ist Wahrheit. Er hatte es an sich erfahren, und sein beglücktes Herz war still in Hoffnung für sich und sie.

Nachdruck verboten.

Die Bacillen-Gefahr.

Von Dr. A. Ranzow.

I.

Is Pasteur die von einsichtigen Gelehrten, z. B. unserm berühmten Henle, längst vermuteten Krankheitserreger, die mikroscopischen Klein-Schmarotzer, zuerst entdeckt; als unser Robert Koch sie in Reinkulturen zu gewinnen und ihre Lebensbedingungen experimentell zu studieren lehrte; als dann Entdeckung auf Entdeckung in das bisher so dunkle Gebiet der Krankheitsentstehung helles Licht brachte, da ging ein freudiges Aufatmen durch die Menschheit. Und mit vollem Recht! Denn alle echte Wissenschaft ist nichts anderes, als ein Mittel zur besseren „Anpassung“ der Menschheit an die Gefahren ihrer Lebensbedingungen. Die Wissenschaft, indem sie die Feinde des Lebens und der Wohlfahrt kennen lehrt, entdeckt gleichzeitig die Förderungsmittel des Lebens und der Wohlfahrt und macht sie zugänglich. Und wenn auch damals noch aus der neuen theoretischen Erkenntniß kein praktisches Hilfsmittel gewonnen war, so mußte doch alle Welt, daß der einzige Weg aufgefunden war, der zu diesen Errungenschaften führen könnte.

Seitdem hat in aller Herren Ländern eine raschiose Phalanx von Forschern das neu eröffnete Feld bebaut, in dem selben bemühen, den „Stein der Weisen“ zu finden, der die Krankheit heilt. Manche schwere Enttäuschung haben wir erlebt, von dem Stoß der Tuberkulose-Impfung an bis auf den heutigen Tag, wo die Erfolge des Behring'schen Diphtherie-Heilserums wieder so zweifelhaft geworden sind. Aber, wenn auch die Arbeit am Krankenbett bisher nicht alle Blüthenräume gereift gefehen hat, so hat doch die vorbeugende Hygiene, derjenige Theil der Heilkunde, der immer mehr alle anderen Zweige an Wichtigkeit übertragt, der Bakteriologie die schönsten Erfolge zu danken. Wir wollen hier nur an die Fortschritte der antiseptischen Wundbehandlung und die Wasserversorgung der Großstädte erinnern.

Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Diese Errungenchaften müssen bezahlt werden. Was die Menschheit an praktischen Erfolgen gewann, verlor sie zunächst an moralischer Ruhe. Die nimmer müden Forscher dehnten nämlich ihre Untersuchungen immer weiter und fanden die schädlichen Bacillen und koffen überall in Wohngemeinschaft mit dem Menschen. Und weil sie im begreiflichen Überschwang der ersten Entdecker vermeinten, der Bacillus sei ohne weiteres und überall geeignet, die spezifische Krankheit zu erzeugen, darum erhoben sie den Alarmruf und bliesen Reveille zum Aufmarsch gegen die Bacillen.

Die Situation wurde ungemütlich, und die Menschheit fühlte sich tief beunruhigt. Da fanden sich die Bakterien der Diphtherie, die Löffler'schen Stäbchen, in Mund- und Nasenhöhle eines sehr großen Procentages vollkommen gefundene Kinder in „voller Virulenz“; da fanden sich die Doppel-Koffen, die als Erreger der Lungenentzündung und der juristischen epidemischen Venenkrise erkannt waren, in der Nase und den Schmierhäuten ganz gesunder Erwachsener; da fand sich namentlich der böse Tuberel-Bacillus vollständig im Staube aller Orte, die von vielen Menschen besucht werden, in Hotelzimmern, Eisenbahn- und Straßenbahn-Wagen. Die Menschen fühlten sich von unsichtbaren Mörderjägern umlauert und verloren den Humor; ein verzweifelter Kampf gegen die Schädlinge begann, die „staubhangenden“ Geräthe wurden verbannt, vom Mafart-Bouquet bis zum Smyrna-Teppich, häusliche und öffentliche Reinlichkeit erhielten einen neuen Anstoß.

So erfreulich dieses letztere Ergebniß nun auch war, denn Licht, Luft, Wasser und Seife kann man nie genug anwenden, so unfehlbar war doch die Seelenstimmung, aus der heraus diese Maßregeln getroffen wurden. Das Gefühl der Un Sicherheit, der Lebensbedrohung setzt die Kraft des Körpers stark herab und ist durchaus geeignet, gesunde Leute krank zu machen.

Allmählich gewöhnte sich indes die Kultur-Menschheit an die Bacillen-Gefahr. Man hörte ruhiger die Vorläufe einseitiger Desinfektions-Fanatiker an, die jaetlich darauf hinausließen, die Kulturländer unter Karbol und Sublimat zu legen und jeden Bacillen-Besitzer unter Quarantaine zu stellen, bis er seine Einquarantierung los sei, nach der humanen Methode der mittelalterlichen Leprosen-Hospitäler. Diese Beruhigung war zunächst bloß eine Folge aus dem allgemeinen „Gesetz des Neizes“, nach dem nicht die absolute Höhe des Neizes empfunden wird, sondern lediglich der Unterschied gegen den vorhergegangenen Zustand. Gerade so wie sich die Anwohner des Neizes an die Gefahren der vulkanischen Eruptionen gewöhnt haben, gerade so, wie sich Artilleristen, Feuerwerker und Bergleute an die Sprengstoffe gewöhnen, gerade so gewöhnt sich die Menschheit an die Bacillen-Gefahr. Aber darüber hinaus war die größere Sorglosigkeit doch das Verdienst des gesunden Menschenverstandes, der den einfachen Schluß zog: „Wenn die Verührung mit den Bacillen genügt, um die Krankheit hervorzurufen, so müßten wir ja längst alle tot sein. Da wir aber in der großen Mehrzahl nicht einmal erkranken, so können die Bacillen nicht gar so gefährlich sein!“

Dieser Schluß ist unanfechtbar. Thatsächlich braucht es mehr, als die Verührung eines Menschen durch den Mikro-Parasiten, um die spezifische Krankheit zu erzeugen: es gehört noch die „Empfänglichkeit“ des betroffenen Menschen für den Schmarotzer dazu, die „Disposition“ für die Erkrankung, wie man früher sagte, um wenigstens ein Wort zu haben, wo die Begriffe fehlten. Wo die „Disposition“ fehlt, da bleibt der Bacillus harmlos, wie Feuerfunken, die auf ein Marmordach sprühen. Da ist der betroffene Mensch „immun“, unempfänglich!

Nun, und es ist eine Thatache, die der angestrichenen Menschheit zur Beruhigung dienen kann, daß die große Mehrzahl der Menschen immun ist, gerade gegen diejenigen Klein-Schmarotzer, deren Allianz in unseren Umgebungen die Alarmrufe der Bakteriologen verursacht hat, gegen die Stäbchen der Wundkrankeiten und der Diphtherie, gegen die Koffen der Lungenentzündung und der Venenkrise, gegen den Tuberel-Bacillus u. s. w. Alle diese „Faktoren“, d. h. krankheitserregende Keime stehen zu uns im Verhältniß von Wohn-Parasiten, und wir sind ihnen zum allergrößten Theile angepaßt, d. h. sind gegen ihre Einwirkung unempfänglich.

Aengstliche Seelen werden sich dabei noch nicht beruhigen. Sie werden sagen, daß ebenso, wie die Unempfänglichkeit der meisten Menschen gegen die Wohn-Parasiten besteht, auch die andere Thatache feststeht, daß so und so viele Tausende an denselben Wohn-Parasiten erkranken und sterben. Es habe also niemand die Sicherheit, verschont zu bleiben. Und darum sei und bleibe das einzige Mittel, um alle zu schützen, die Ausrottung der Bacillen.

Ganz recht! Wenn es möglich wäre, unsere Wohn-Parasiten auszutrotten, so hätte niemand etwas dagegen einzubringen, wenngleichs jetzt nicht mehr, nachdem geniale Experimente die alte Vermuthung widerlegt haben, der Mensch brauche gewisse Bakterien-Arten für den Vollzug seiner Lebens-Funktionen, lebe mit ihnen im Verhältniß der „Symbiose“, d. h. der gemeinschaftlichen Arbeitsteilung.

Wenn es möglich wäre! Es ist aber nicht möglich! Besteht auch keine gemeinschaftliche Arbeitsteilung zwischen dem einzelnen Menschen und seinen Wohn-Parasiten, so besteht doch ein solches Verhältniß zwischen der Menschheit als Ganzem und ihren kleinen Schmarotzern. Hier bestehen die wunderbarsten Beziehungen der Wechselwirkung, von denen der ungestaltete Blick nichts ahnt, die aber dem geschärften Auge des Forschers ein Bild der höchsten Weisheit darbieten und ihm Perspektiven auf eine herrliche Zukunft erschließen. In diese Welt der Klarheit möchte ich meine Leser einen Blick thun lassen.

II.

Wozu Krankheit und Krieg, wo zu Schmerz und Tod? Es ist diese uraltte Rätselfrage der Menschheit, deren Beantwortung unsere Frage allein lösen kann. Hat die gottergebene Frömmigkeit der Vater Recht, die in allem, was den Menschen ängstigt und vernichtet, die unerträglichen Wege eines guten Weltenhöpfers sieht, der liebt, wenn er zärtigt, und nur zärtigt, weil er liebt? Oder hat die bittre Anklage der mit der Welt habenden Philosophie recht, die all die Angst des Lebens und die Noth des Sterbens nur verstehen kann, wenn sie eine blinde Naturkraft annimmt? Optimismus oder Pessimismus, was ist das rechte?

Viele sagen, daß sei Sache des Temperaments, der persönlichen Lebensstimmung, die den Sanguinifer treibt, alles durch die rosenrote, und den Melancholiker, alles durch die schwarz-graue Brille anzusehen. Diese Meinung ist jedoch sehr oberflächlich. Sobald der Verstand die Dinge erst begreift, d. h. in ihrer ursächlichen Verbindung als nothwendig zu verstehen lernt, hat das Temperament sein Richteramt verloren: denn der Verstand urtheilt ganz gleich bei Hell und Schwarzfarbfern.

Wir haben uns also die Frage etwas anders zu formulieren: Sind Krankheit und Schmerz, Kampf und Tod grausame Zwiefolgskeiten oder nothwendige Förderungsmittel des Fortschrittes der Menschheit? Die Antwort entscheidet über Optimismus und Pessimismus.

Wir wissen, daß unser Planet, wie alle Weltkörper, in einem Zustande ins Leben trat, der die Entstehung eines lebenden Wesens unmöglich machte. Erst mußte der unaufhörlich herunterfallende Sturzregen im Vereine mit der Ausstrahlung der Wärme die glühende Lavalugel so weit abgeführt haben, daß da das Leben tragenden Eiweiß-Verbindungen nicht gerannen. Dann erst entstand im warmen Bade des Weltmeeres das erste Leben, ein form- und farbloses Klümppchen Eiweiß. Dieses Urwesen kannte weder Krankheit noch Schmerz, weder Krieg noch Tod. Es hatte keine Organe und konnte darum nicht jene Dissonanzen der organischen Funktionen erleben, die wir als Krankheit bezeichnen; es hatte kein Nerven-System, daher keine Schmerzempfindung; keine Feinde, und führte darum keinen Kampf und Dasein; es vermehrte sich durch Zell- und Kerntheilung, d. h. es lebte unmittelbar in seinen Theilen weiter, es war unsterblich. Der Zustand der Nirwana, den die indischen Denker aus Ende der Dinge sehn, der Zustand der seligen Bewußtlosigkeit oder besser Unbewußtheit bei Abwesenheit alles Leides, diese heiligste Sehnsucht einer müden, kämpfenden Philosophie, bestand also am Anfang alles Seins.

Könnte die Natur diesen glücklichen Zustand nicht erhalten und dennoch das Leben von Stufe zu Stufe aufwärts führen zu immer höherer Vollkommenheit, bis zum Ebenbild Gottes? Nein! Sollte das Leben sich vorwärts und aufwärts entwideln, so müßte die lebende Substanz immer wieder eingeschmolzen und in immer vollkommenere Formen gegossen werden; das Einschmelzen nennen wir „Tod“, den Neuguss nennen wir „Geburt“. Der Tod ist also die erste und wichtigste Voraussetzung jedes Fortschrittes. Und sollten die Lebewesen immer vollkommener werden, so bot sich der Natur ein anderer Weg dar, als im gegenwärtigen Wettkampf ihre Eigenschaften auszubilden und ihre Kräfte zu erhöhen; und darum ist der Krieg, der „Kampf ums Dasein“, die zweite, wichtige Voraussetzung des Lebens.

Die Bedeutung des Kampfes ums Dasein ist heute allgemein bekannt. Wir wissen durch Darwin's unsterbliche Entdeckung, daß alle Lebewesen die Tendenz haben, sich ins grenzenlose zu vermehren, und daß dieser Tendenz nur durch das gleiche Streben aller anderen Lebewesen die Grenze gestellt ist. Weil die Nahrung und der Raum nicht für alle Wesen ausreicht, die zum Leben geboren werden, deshalb kämpft jedes Einzelwesen mit jedem anderen seinen verzweifelten Kampf ums Dasein. Dabei siegen die besser bewehrten, die besser ihren Lebensbedingungen „angepaßten“, und diese Sieger vererben nun ihren Nachkommen die heilbringenden Eigenschaften. So jätet der Kampf in jeder Generation die lebensschwächsten Wesen aus und züchtert das Leben nur dadurch zu immer höherer Vollkommenheit der Anpassung an seine Umgebung.

Dieser Prozeß hat offenbar seine zwei Seiten, je nach dem Standpunkte, von dem man ihn betrachtet. Stellt man sich auf den Standpunkt der gerade lebenden Generation, so erscheint er als eine endlose Reihe von Leid und Noth, von Raub und Wrod, als grausame „Ausjäting des Unpassenden“. Stellt man sich aber auf den höheren Standpunkt der Kasse, die unsterblich ist, weil sie sich immer aus dem Tode neu erschafft, so erscheint der Vorgang als eine endlose Reihe glänzender Fortschritte, strahlender Siege, als segensreiche „Zuchtwahl des Passenden“. Wir erkennen, daß die Natur rastlos schafft nach dem Muster eines sorgfältigen Gärtners, der alles Unrat seines Gartens sorgsam mit der Wurzel aussäitet und alle schwachen und fransen Triebe seiner Pflanzen verjaghet, um den höchsten Augen und die lichteste Schönheit zu bewirken. Der Pessimist gleicht dem Thoren, der die Vernichtung des Unrechten befiegt, ohne zu bedenken, daß sein Tod

nötig war, um der Rose die Lebensmöglichkeit zu geben: der Optimist ist der Weise, der sich des Gartens freut.

Von diesem Standpunkte aus werden auch Krankheit und Schmerz verständlich als das, was sie in der That sind, Warne und Hüter des Lebens! Je mehr sich nämlich das Leben aufwärts entwickelt aus jenen Tiefen des Meeres, in die kein schärfster Sonnenstrahl dringt, in denen kein Orkan Wellen erregt, in denen kein Feind lauert, um so zahlreicher werden die Verführungen des Lebens mit der durch ihre Strenge, durch ihre Gefahren stählenden und erziehenden Außenwelt. Immer neue Mittel der Anpassung mußte die Schöpferin Natur ihren Kindern auf den Weg geben; und sie erfand außer der Schwärmee des Panzers und den Truppaffen der Jähne und Klauen, des Schwerts und Hammers, der Kraft und der Schnelligkeit zwei mächtige Helfer, den Schmerz und die Krankheit. Der Schmerz und sein Bruder, der Ekel, wurden zu Warnern vor dem Schädlichen, wie die Lust zu Begleitern zum Nützlichen, Lebensfördernden; und die Krankheit wurde das Mittel der Ausjäting, der Heilung einer Schädlichkeit, die troß aller Abwehrmittel doch in das Heiligthum des Lebens hatte eindringen können, ohne es sofort ganz zu vernichten. Alle Wesen, die so organisiert waren, daß ihnen das Schädliche Lust bereitete, suchten ihre Feinde auf und gingen zu Grunde, wurden „ausgelöscht“; alle aber, denen das Schädliche Unlust, das Nützliche aber Lust bereitete, blieben am Leben, wurden „ausgelesen“. Diesem Prozeß verdanken wir es, daß uns das gefundensche Schädliche, läurende Stück Fleisch Ekel, die heilsame, duftende Rose aber Lust erweckt. — Und alle Wesen, die nicht im Stande waren, „frank“ zu werden, d. h. auf eine äußere Störung mit inneren Vorgängen zu reagieren, die auf eine Beseitigung der Störung abzielen, gingen ebenfalls zu Grunde und hinterließen nur die besser angepaßten Wesen, die das Geschenk der Selbstheilung durch die „Krankheit“ auf den Lebensweg bekommen hatten.

So sind also Krankheit und Schmerz, Krieg und Tod ebensowohl die Feinde, als auch in einem höheren Sinne die einzigen mächtigen Förderer des Lebens, die gewaltigen Hebel des Fortschrittes der Menschheit.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Entführte.

Er brach sie als Knospe vom feindlichen Stämme,
Er sprach: „Erwache zu Leben und Lust!“
Er senkte die lodende Liebesflamme
Ihr wie ein Gott in die zitternde Brust.

Sie vergaß ihrer Sippe flüche und Schmerzen,
Sie horchte betend auf seinen Schritt.
Sie lag geborgen an seinem Herzen
In brausender Herbstnacht, auf rasendem Ritt.

Seiner Kräfte Feuer gab er der Schwachen,
Und die Schwingen wuchsen ihr wundersam.
Sie lernte das jauhende Mutterlachen,
Und sie ward die Rose in seinem Stamm.

Bis zur tiefsten Tiefe, mit wonnigem Schauer,
Las sie das heilige Liebesbuch.
An urewiger Tempelmaner
Herbrach' Vater- und Mutterluch.

Frida Schanz.

Nachdruck verboten.

Moderne Kunstdöpfereien.

Von Dr. Albert Dresdner.

Die neuere Bewegung in der Kunst hat, wie man auch sonst ihre Bestrebungen auffassen mag, jedenfalls einen Fortschritt gebracht, indem sie die Künstler wieder auf das Haus, auf die Mitarbeit an der Gestaltung seiner Einrichtung und Ausschattung hinführte. Möbel, Glas, Porzellan, Metallwaren, Tafelwäsche, Stuckerei u. dergl. m., vorher seit Jahrzehnten fast ausschließlich der Willkür meist künstlerisch mangelhaft gebildeter Fabrikanten überlassen, wurden wieder von Künstlern als würdige Gegenstände ihres Schaffens anerkannt, und eine ganze, nicht eben geringe Gruppe von Künstlern hat sich herausgebildet, die sich ausschließlich oder vorwiegend mit diesen Werken der „angewandten Kunst“ beschäftigen. Es ist dies, wenn auch nicht der einzige, so doch der wichtigste Weg, um das deutsche Heim, das noch in den Tagen der Königin Luisa eigenen Stil und geschmackvolle Kultur beßt, aus den Desselben oder Konvention zu befreien und ihm das Behagen echter Schönheit zuzuführen. Gegenwärtig läßt sich das bisherige Gesamtergebnis dieser Bestrebungen dahin zusammenfassen: im Ganzen haben sie noch nicht reüssirt, im Einzelnen zu viel Hübchen geführt. Die Fähigkeit, ein ganzes Heim mit jener selbstverständlichen Harmonie zwischen praktischem Bedürfnisse und Schönheit der Farbe und Form zu gestalten, in der das Geheimniß des echten Stils liegt, haben die modernen Künstler noch nicht erworben; aber viele Einzelwerke, Möbel, Porzellane, Gläser, Zinnarbeiten, Kunstdöpfereien, Stuckereien u. s. w. dürfen als gelungen und für die Zukunft Gutes versprechend bezeichnet werden.

Ganz besonders gilt dies von den Kunstdöpfereien. Die leichte Erreichbarkeit des Materials, seine Zugänglichkeit für recht manigfache und wirkungsvolle Decorations-Arten, die relative Einfachheit der Technik, schließlich die vielseitige Brauchbarkeit der Döpfereien im praktischen häuslichen Leben, die ein lausendes Publicum sicherten, haben die Kunstdöpferei zu einem Lieblingsgegenstande der modernen Künstler gemacht. Max Läuger in Karlsruhe, Schmitz-Baudisch und die Familie von Heider in München (immer um bei Deutschland zu bleiben) gingen hier voran, zahlreiche andere sind gefolgt; die Industrie selbst zeigt bereits unverkennbar den Einfluß dieser künstlerischen Keramik.

Berlin war bisher auf diesem Gebiete zurückgeblieben, wie es überhaupt die Führung der neueren dekorativen Kunstsbestrebungen München, — und allenfalls auch Dresden, — über-

lassen hat. Nun aber rückt auch die Reichshauptstadt in Reich und Größe ein; und zwar sind es zwei geschätzte Künstlerinnen, die Fräulein Clara Lobedan und Hildegard Lehnert, die sich diesem Gebiete zugewandt haben. Mit Hilfe eines wackeren Meisters, den sie für ihre Wünsche zu interessieren verstanden, haben sie sich erst in mannigfachen Experimenten mit der Technik vertraut gemacht; jetzt sind sie nun so weit, daß sie ihre Arbeiten, die bisher nur kleineren Kreisen bekannt geworden waren, durch eine kleine Sonder-Collection auf der diesjährigen Berliner Kunst-Ausstellung auch dem großen Publicum zugänglich machen können. Die charakteristischen Arbeiten dieser Collection geben unsere Abbildungen wieder.

Die Lehnert-Lobedan'schen Arbeiten bestehen aus Vasen aller Art, Blumentöpfen, Blumentöpfchen, Tellern u. dergl. m. Die Formen sind durchgängig einfach und fräftig; gelegentlich erinnern sie an die Formen deutscher Bauerntöpfereien. Damit stimmt auch der durchgängig schlichte Charakter der Decoration gut überein; der Fehler der französischen Keramik, die Decoration zu reich und üppig zu gestalten, ist vermieden; fräftige geometrische Zeichnungen oder einfach stilisierte Pflanzenbilder geben, eingerichtet oder ausgelegt, zumeist die Decoration ab, auch sind gelegentlich die Überzüchtungen des Brandes selbst mit Weißdick für die decorative Wirkung ausgenutzt worden. Die hauptsächlich verwandten Farben der Gläser sind ein tiefes Blau, Grün in verschiedener Nuancen, ein schönes Kastanienbraun, auch Gelb; in jüngster Zeit ist eine hübsche irisierende Glasur erzielt worden.

Den Hauptvorzug der Arbeiten der beiden Damen möchte ich darin erblicken, daß sie nicht mehr sein wollen, als sie sind. Sie stellen sich nicht als bedeutende Kunstscherze uns vor, sondern als gesäßige, schlichte, natürliche Ausführungen gejünger Ideen und praktischer Bedürfnisse. Dadurch und durch den Vorzug, daß sie im Preise hinter den ähnlichen Erzeugnissen anderer deutscher Künstler gewöhnlich zurückbleiben, zeigen sie sich für die wirkliche Verwendung im Hause bestimmt. Zweifellos: wir besitzen originellere Kunsttöpfereien; aber abgesehen davon, daß sie ganz erheblich theaterer sind, ist auch die die Aufmerksamkeit lebhaft fessende Originalität meines Erachtens ein zweifelhafter Vorzug. Denn all diese Blumenbehälter sollen ja

Aufmerksamkeit lebhaft fessende Originalität meines Erachtens ein zweifelhafter Vorzug. Denn all diese Blumenbehälter sollen ja

Kürbisflasche mit einradirten Pfefferbaum-Zweigen.



Teller mit gemalten Lilien.

doch erst in der Vereinigung mit den hineingehörigen Blumen, die nach Farbe und Form zu ihnen passend gewählt sein müssen, ihre rechte und ganze Wirkung entfalten. Die Schönheit der Blumen soll uns nicht die gefällige Erscheinung der Vase, aber die prunkende und geistreiche Vase darf uns auch nicht die Lieblichkeit der Kinder Flora's vergessen machen. Erst zusammen bilden sie das rechte Ganze, und darum ertheilen wir doch schließlich den Töpfereien den Preis, die im Adel und in der Harmonie von Farbe und Formen einen einfachen, aber der Bestimmung angemessenen Reiz besitzen. Darauf aber, daß bei all diesen Kunsttöpfereien die Bestimmung nicht vergessen werde, wird besonderer Wert zu legen sein. All das, was man jetzt Gegenstände des „reinen Decors“ zu nennen pflegt, ist doch eigentlich nur überflüssiger Akrimostram, ist die alte Riva-sche in vergrößertem Formate und veränderter Gestalt. Ein unverbildetes Gefühl will in einer Vase lebende Blumen sehen und wird an einem unbemalten, verstaubten, sozusagen toten Blumengefäß auch dann Anstoß nehmen, wenn es ihm als „Decorations-Objet“ gerühmt wird. Ist, was wir benutzen, schön ausgestattet, so wird es die beste Decoration bilden, und wir ersparen uns tote, zwecklose Schaustücke. In diesen Bestrebungen dürfen die Damen Lobedan und Lehnert als Bundesgenossinnen genannt und empfohlen werden, und es ist zu wünschen und zu hoffen, daß sie ihr Werk fortfestigen, verbessern und vertiefen werden.

Nachdruck verboten.

Sonne, Erde und Menschen.

Von Dr. Herm. J. Klein.

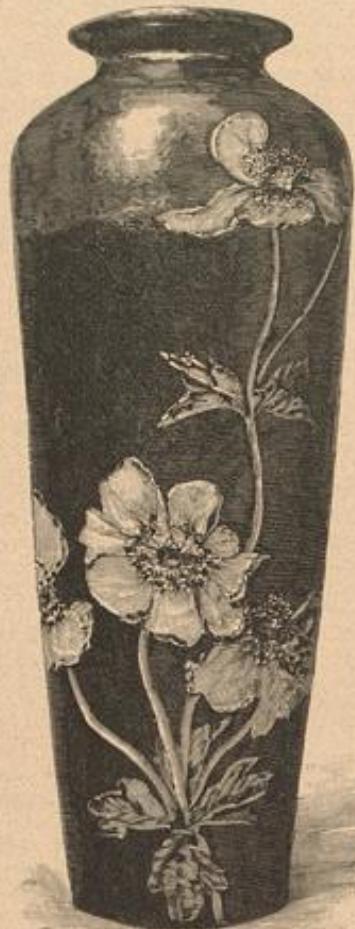
Stern die Sonne auf den Himmel der Morgenröthe am Osthimmel emporsteigt, so überzieht sie nicht nur die Natur ringsum mit ihrem goldenen Lichte, sondern auch das menschliche Gemüth wird erheitert, und die Spannkraft des Geistes empfängt neuen Schwung. Heiter und jörglos sind die Bewohner jener Himmelsstraße, denen Sonnenlicht und Sonnenwärme in reichster Fülle zutheil werden, ernst und verloren, unablässig bedroht und bedrängt von der Noth des Daseins dagegen die Volksstämme, welche die fahlen



Gefäß mit aufgelegten Blumen.



Henkelkrug mit vertieftem Ornament.



Decorations-Gefäß mit tief-modellirten weißen Anemonen.



Schale mit Ebereschen.



Henkel-Gefäß mit einradirten Blumen.



Schale mit einradirten Kastanien-Zweigen.

Moderne Kunsttöpfereien von Clara Lobedan und Hildegard Lehnert.

Regionen bewohnen, die nur von schrägeren, matteren Strahlen der Sonne getroffen werden, oder die zur Winterszeit wochenlange Nacht umspannt. Alles Lebendige, vom Kleinsten Gräschchen bis zum Menschen, strebt dem Lichte und der Wärme zu, und deshalb ist es natürlich, daß bei allen Völkern die Sonne in hohem Ansehen stand, ja bei manchen, vor allen bei den alten Peruuanern, als ein göttliches Wesen verehrt wurde. So ist die Sonne seit den ältesten Zeiten als der wichtigste Himmelskörper betrachtet worden; aber über diese allgemeine Ansicht sind im Alterthum selbst die Weißen Griechenlands nicht viel hinausgekommen. Es scheint, daß sich die Alten aber auch nicht sehr darum bemüht haben, etwas Genaueres über die Sonne und ihre Beziehungen zur Erde zu ermitteln, sie hielten offenbar dafür, daß wir hierüber nichts wissen könnten; allein wenn wir vernnehmen, daß ein alter griechischer Philosoph lehrte, die Sonne habe einen Durchmesser von einem Fuß, so muß man gesiehen, daß es mit der Weisheit dieses Mannes nicht weit her sein konnte. Denn dem einfachsten Verstande, wenn er nur über die Sache nachdenkt, wird ohne weiteres klar, daß ein Himmelskörper, den man gleichzeitig und in der gleichen Größe an sehr weit von einander liegenden Orten der Erde sehen kann, außerordentlich weit von uns entfernt sein und daß er demzufolge auch sehr groß sein muß, wenn er noch von uns gesehen wird. Dies ist auch einigen denkenden Männern im alten Griechenland klar geworden, und wir vernehmen, daß einer derselben, — der berühmte Philosoph Anaxagoras, — gelehrt habe, die Sonne sei so groß wie der Peloponnes (die heutige Halbinsel Morea). Das entspricht ungefähr einer Fläche von etwa vierhundert Quadratmeilen und mag den alten Griechen als recht erheblich vorgekommen sein. Denn zur Zeit der höchsten

Blüthe des hellenistischen Volkes hatte dasselbe von der Größe und Entfernung der Himmelskörper nur sehr beschränkte Begriffe. In einer dichterischen Schilderung des Herodotus heißt es vom Sturz der Titanen: „Wenn neun Tage und Nächte ein eherner Umbau sie vom Himmel, am zehnten erst läm' er zur Erde.“ Damit wollte der Dichter die ungeheure, für ihn unsäglich große Entfernung des Himmelsgewölbes von der Erde ausdrücken. Wenn man seine Angaben, gemäß unseren heutigen Kenntnissen über die Fallgeschwindigkeit der Körper an der Erdoberfläche und in größeren Entfernungen von derselben, berechnet, so findet sich, daß in der angegebenen Zeit ein Körper aus einer Entfernung von siebenundsechzig Tausend dreihundertsiebzig deutschen Meilen freifallend den Erdboden erreichen würde. Das ist eine ganz respektable Entfernung, aber mit der Entfernung der Sonne verglichen, ist sie sehr unbedeutend. Denn die Sonne befindet sich, in runder Zahl, zwanzig Millionen Meilen von uns entfernt. Um sich einen richtigen Begriff von dieser Entfernung zu machen, kann man daran erinnern, daß der schnellste Eisenbahnzug, etwa ein solcher, der mit der Geschwindigkeit des Orient-Expresszuges fährt, doch mehr als dreihundertfünfundzwanzig Jahre gebrauchen würde, um die Distanz von der Erde bis zur Sonne zu durchmessen. Der Schall würde schon tausend zum Ziele kommen, da er in fünfzehn Jahren die Strecke zurücklegen könnte, während das Licht, der schnellste Boten durch die Himmelsräume, den wir kennen, schon in acht ein Drittel Minuten diesen ungeheuren Weg durchläuft. Jeder Lichtstrahl also, der von der Sonne unser Auge trifft, hat acht ein Drittel Minute früher die Sonnenoberfläche verlassen. Wenn nun die Sonne trotz ihrer ungeheuren Entfernung von uns noch so groß erscheint, wie es wirklich der Fall ist, so muß sie nothwendiger Weise von ungeheuren Dimensionen sein. Die Berechnungen der Astronomen ergeben, daß der Durchmesser der Sonne eine Million dreihundertsiebenundachtzig Tausend Kilometer beträgt oder einhundertneunmal so viel als der Durchmesser der Erde. Darnach übertrifft die Oberfläche der Sonne die Erdoberfläche elf Tausend acht-hundertmal an Größe, und die Sonnenfuge ist so gewaltig, daß daraus eine Million dreihundert Tausend Kugeln gebildet werden könnten, von denen jede so groß wäre, wie die Erdkugel. Hierach kann man sich die ungeheure Größe der Sonne vorstellen; oder vielmehr man kann es nicht! Denn unsere Phantasie ist nicht im Stande, sich einen Weltkörper von solchen Dimensionen auszumalen; wir nehmen die Zahlen für diese Größenverhältnisse, aber vergebens ringt unser Vorstellungsgewissen, sich ein entsprechendes Bild derselben zu

machen. Ich will daher nur zur Charakterisierung dieser Größe befügen, daß, wenn die Sonne hohl wäre, und die Erde sich in ihrem Mittelpunkte befände, der Mond innerhalb dieses hohen Kugelraums sich ungestört um die Erde bewegen könnte; ja selbst wenn er fast noch einmal so weit von uns entfernt wäre, so würde er noch innerhalb des Sonnenballens um die Erde laufen können. Dieser ungeheure Ball ist nun eine einzige Gluthmasse, er besteht durch und durch aus glühender Materie, ja selbst in der äußersten Schicht ist seine Temperatur so hoch, daß wir auf der Erde keinen Grade zu erzeugen vermögen, welcher derselben gleich käme. Denn selbst die über dem eigentlichen Sonnenball ruhende Sonnen-Aтmosphäre ist ein glühendes Gas, in welchem sich eine Menge der verschiedensten Elemente z. B. Eisen, Blei, Zink, Wasserstoff, Aluminium und andere im Zustande glühenden Dampfes befinden. Man mag sich aber vorstellen, welche Hitze dazu gehört, das Eisen in glühenden Dampf zu verwandeln! So ungeheuer heiß sind also die äußersten Theile der Sonnenhülle; im Innern des Sonnenkörpers muß die Gluth noch unvergleichlich höher sein, ja man weiß gar nicht, in welchem Zustande das Sonnen-Innere ist, ob gasförmig oder flüssig. In Folge der unermesslichen Hitze müßte die Materie im Innern der Sonne völlig vergaßt sein, allein der ungeheure Druck der darüber lagernden äußeren Massen muß dieses Gas wieder so zusammendrücken, daß es flüssig wird. Genaueres hierüber weiß man, wie gesagt, nicht und wird es auch vermutlich niemals erfahren. Die ungeheure, im Sonnenball aufgespeicherte Hitze aber ist es, von der die Erde seit Zeiten des organischen Lebens die zum Unterhalte desselben notwendige Wärme erhält. Wäre der Sonnenball nicht so ungeheuer groß und glühend, so wäre er längst im



Auf den Königssee. Nach dem Gemälde von G. Gause
Photographie-Serlag von G. Quer & Söhne in Berlin.

Lage der Jahrtausende, die seit seinem Entstehen vorüberzogen, erlaltet; Licht und Wärme würden verschwunden und die Erde in Nacht und Kälte begraben sein. Man muß diesen Gedanken nach allen Richtungen hin verfolgen und wird dann erkennen, was die ungeheure Größe des Sonnenballes allein nur ermöglicht hat, nämlich: daß seine Wärme nicht längst verausgabt, daß die Sonne nicht schon erschöpft ist. Wäre der Sonnenball nicht größer als unsere Erde, so könnte kein Strahl Licht und keine Wärmewelle desselben mehr vorhanden sein, und mit der Sonne wäre die Erde in Nacht und Kälte versunken. Man hat berechnet, daß die Wärme, welche die Sonne Tag und Nacht aussendet, so groß ist wie diejenigen Wärme, welche man erzielen würde, wenn eine Quantität Steinkohlen verbrannt würde, die so groß ist wie die ganze Erde! Und doch sendet die Sonne seit den ältesten Zeiten ohne merkliche Verminderung eine so große Wärmemenge ununterbrochen aus! Allerdings, ein Körper von ihrer ungeheuren Größe und über jede Vorstellung hohen Gluth braucht entsprechend ungeheure Zeiträume, um merklich zu erloschen; aber, wie lang auch diese Zeiträume sein mögen, sie finden ein Ende, und wie groß und heiß die Sonne sein mag, ihre Gluth muß endlich abnehmen und ihr Licht zuletzt erlöschen. In dieser Beziehung kann kein Zweifel stattfinden. Wie es vereinst eine Zeit gab, in welcher der junge Sonnenball seine ersten Licht- und Wärmestrahlen aussandte, so wird vereinst eine Zeit kommen, in welcher er seine letzten Strahlen auf die Erde sendet und sein Licht erloschen ist. Wenn der erste Tag gewesen ist, und wann der letzte anbrechen wird, weiß nur die schöpferische Allmacht, welche die Sonne summert der Erde ins Dasein gerufen hat; die Wissenschaft ist bloß im Stande, einige allgemeine oder oberflächliche Angaben in dieser Beziehung zu machen. Man kann nämlich folgendermaßen schließen: Wenn die Sonne so und so groß und heiß ist, und so und so viel Wärme täglich ausstrahlt, so kann sie nur so und so lange Licht und Wärme ausgestrahlt haben und besitzt noch Wärme für so und so lange Zeit. Das ist, in allgemeiner verständlicher Weise und kurz angedeutet, der Gedankengang, welcher die Gelehrten bei ihren Forschungen nach dem möglichen Alter und der Dauer der Sonnenwärme leitete. Die Ergebnisse können also nur in rohem Überblick richtig sein, da wir ja die wahre Temperatur der Sonne nicht kennen und ebensoviel die Geschwindigkeit ihrer Erkalzung. So viel aber ist sicher, daß die Sonne nicht bereits fünfhundert Millionen Jahre leuchtet, und es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses nicht hundert Millionen Jahre lang der Fall gewesen ist. Für die Zukunft läßt sich nur sagen, daß sehr viele Millionen Jahre nicht mehr verstreichen werden, bis die Sonne erloschen sein wird, vorausgehegt, daß nicht irgend eine Quelle sich aufstellt, welche der Sonne neue Gluth zuführt. Wie man sieht, handelt es sich hier um Milliarden von Jahren, um Zeiträume, die jenseits aller menschlichen Fassungs Kraft liegen. Die ganze Menschengeschichte, soweit wir sie an der Hand historischer Überlieferung zurückverfolgen können, umfaßt nicht tausend Jahre; und doch: in welcher nebelhaften Ferne liegen die Tage da Rom gegründet wurde und an dem Ufer des Nil die Pharaonen auf dem Throne saßen! Was will aber dieser Zeitraum neben hundert Millionen Jahren! Er ist wie ein Tag zu einer Dauer von fast fünfzig Jahren! Menschen hat es freilich vor hundert Millionen Jahren auf der Erde nicht gegeben, höchst wahrscheinlich nicht einmal Pflanzen und Thiere; ein großer Theil der Sonnenwärme ist also bereits ausgegeben worden zu einer Zeit, da kein lebendes Wesen auf der Erde vorhanden war, und sicherlich, ehe ein menschliches Auge die Sonne erblickt hat. Nach menschlichem Verstande wird man also sagen, daß die Sonne ihre Wärme zum größten Theile zwecklos ausgestrahlt hat, und von diesem Standpunkte aus ist dies ganz unzweckhaft der Fall, denn es geschieht heute noch. Von den unsäglich großen Wärme- und Lichtmengen, welche die Sonne entendet, kommt nämlich nur der allergeringste Theil unserer Erde zu gute, die bei weitem meiste Wärme strahlt neben unserem Planeten vorbei in den Weltraum. Die Erde empfängt von der Sonne täglich so viel Wärme, als die Verbrennung einer Kugel bester Steinkohle von beinahe fünfhundert Kubikkilometer Rauminhalt liefern würde. Die Sonne aber strahlt in der gleichen Zeit so viel Wärme aus, wie die Verbrennung einer Steinkohlen-Kugel von der Größe der ganzen Erde erzeugen würde. Das ist über zweitausend Millionen Mal mehr! Hieraus erzieht man, daß der Erde nur ein geradezu verhindernd kleiner Theil der gesammten Sonnenwärme zu Theil wird, oder: daß, mit Bezug auf die Erde gesprochen, die Sonne ihre Wärme höchst verhindernsweise aussendet. In der Natur aber treffen wir keine Verhinderung an, alles ist mit der höchsten Weisheit angeordnet; wir finden in allen Naturerscheinungen als Hauptprinzip das Gesetz einer weisen Sparsamkeit. Wo wir auf entgegengesetzte Erscheinungen stoßen, dürfen wir fest darauf rechnen, daß nur eine scheinbare Verhinderung stattfinde. Das ist daher auch bei der Auslösung der Sonnenwärme der Fall. Wenn, wie es wirklich geschieht, die Erde nur den allerkleinsten Theil der Sonnenwärme empfängt, so dürfen wir mit Bestimmtheit schließen, daß die Sonne nicht allein die Aufgabe hat, bloß die Erde mit Licht und Wärme zu versehen, sondern, daß die Sonnenwärme noch eine andere, überaus wichtige Rolle im Welt-Organismus spielt. In der That gibt es neben der Erde ja noch andere Planeten, und theilweise sehr viel größere. Auch diesen strahlt die Sonne Licht und Wärme zu, und warum sollten dieselben nicht auch ein ebensoliches Areal darauf haben wie unsere Erde? Diese Frage kann man nicht ohne weiteres verneinen; aber wenn man berechnet, welches Quantum Sonnenwärme allen anderen Planeten zukommt, so findet man, daß auch dieses im Vergleich zur gesammten Wärmestrahlung der Sonne höchst unbedeutend ist, und als Thatsache tritt um so deutlicher hervor, daß die bei weitem meiste Sonnenwärme anscheinend nüchtern in den Weltraum ausstrahlt. Hier stehen wir also wirklich vor einer That, deren Zweck wir nicht enträtseln können. Daran aber müssen wir unbedingt festhalten, daß es nur unsere tiefe Unwissenheit ist, welche uns die überwiegende Sonnenstrahlung in den Weltraum als zwecklos erscheinen läßt; sie hat gewiß einen Zweck, nur können wir denselben nicht ergründen. Wir treffen also auch bei den Forschungen über die Sonne wieder auf das nämliche Ergebnis wie bei allen irdischen Bemühungen: stets bleibt der letzte Zweck und Grund unseres Verstands entzogen, und wir müssen an das Unerhörliche appelliren. Nach allen Richtungen hin ist unser geistiger Horizont von tiefer Nacht umhüllt, und ewig wahr bleibt das Wort des Altmasters Goethe: „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.“

Nachdruck verboten.

Lachender Herbst.

Novelle von Leo Hildebrand.



ein, Herr Doctor! Das war abschreckend!"
„Hierher! Grethe, Du bist daran! Was wird denn da heimlich verhandelt?"
„Nichts! Oscar, sang gut! So! Hollah, — hollah, Conn!"

Für sie, die droben am Fenster stand und malte, war es nur so ein Geräusch, was da von unten aus dem Garten herauftollte; aber ein liebes, heiteres Geräusch, das gut zu ihrer Stimmung passte und zu dem hellen, fast weißen, wolkenlosen Herbsthimmel. Bis fernhin streckten sich Gärten und Anlagen, alle in leuchtenden Farben prangend; zwischen den noch ziemlich üppigen Grün schon rot und gelb flammendes Weinlaub, vollbeladene Apfel- und Pfirsichbäume. Gerade konnte sie noch den oberen Theil eines Birnbaums sehen, er war ganz isoliert und thellte sich an der Spitze zu einer zierlich mageren, dreistufigen Krone; dabei hing er über und über voll großer braunlich-grüner Birnen; er sah aus, als sei er mit Goldern behangen. Und ganz fern wiegte eine gewaltige Pappel ihr Haupt im Herbstwinde, langsam und paethisch vor dem weißen Himmel, sodah das Licht zwischen ihrem nur wenig gelichteten Laub hindurchblieb. Zwischen all dieser Pracht gab es auch Häuser; doch sahen von hier oben ihre steife Ordnung gleichsam aufgelöst; anstatt sich würdig und ehrbar aufzurichten, standen sie ganz leichtfüßig und willkürlich in den Gärten umher, als ob sie davongelaufen seien, um sich einmal so recht von Herzen der lustigen Nachmittagssonne zu freuen.

Und ein recht lustiges Farbenspiel entstand denn auch auf der Leinwand, die als kleines Bild vor der Malerin auf der Staffelei lebte. „Nur so ein paar Herbstfarben“ sollten es werden, eine ganz anspruchslose kleine Skizze, aber heiter und glühend, wie die Malerin alles das empfand, was ihr heute durch die Augen in die Seele ging. Sie war ja keine große Malerin, lieber Himmel nein, das wußte sie schon seit Jahren, und sie war nicht unter dieser Erkenntnis zusammengebrochen und verzweifelt, so wenig, wie sie sich von anderen über ihrem Haupte eingestürzten Hoffnungen hatte zerstören lassen. Auch zur milden Designation hatte jüngst eine Anlage, zu diesem schon geglätteten Abgehorbensein, das man euphemistisch „Abgällertheit“ zu nennen beliebt. Troy ihrer achtunddreißig Jahre konnte sie noch lachen, sich ärgern, weinen und sich freuen wie nur je; keine Widerwärtigkeit, keine Enttäuschung batte in ihrer klaren, fröhlichen Seele eine brüchige Stelle zurückgelassen. Immer noch hatte das Leben Reiz für sie; sie nahm es, wie es ihr kam, und blickte ihm ins Auge, gleichwohl ob es ihr zulädelte oder die Stirne kraus zog. Und jetzt hätte sie wirklich Grund gehabt, ein wenig unbehaglich an die Zukunft zu denken. In wenigen Wochen heirathete ihre Nichte, die drunter mit dem Verlobten und ein paar Betteln und Cousinen das ganz unmoderne Kleinenpiel spielte, und deren helle Stimme alle Augenblide wie von einem unterdrückten Jauchzen begleitet herausfoll. Ja, und dann? Der Reise war auch schon auf der Universität; und so mußte ihre Erziehungswerk an den beiden früh Verwaisten als vollendet ausgegeben werden. Connys wollte sie mitnehmen in die junge Häuslichkeit, — ja wohl! Als fünftes Kind am Wagen mitlaufen, oder gar bei dem glücklichen Paar den Störenfried spielen? Eher doch noch ganz allein bleiben — und malen. — Ja, von Genie konnte keine Rede sein. Nicht die geringste Erfindungsgabe, — kein inneres Schauen, wie es die großen Schaffenden auszeichnen und sie zu ihren Werken gleichsam zwinge, aber doch das tiefe, glückliche Verstehen des Schönen, eine gesunde, innige, warme Freunde daran, und ein rasches Erfassen und Wiedergeben der schönen Naturdinge, die auf sie wirken. — Das freilich ist auch etwas, das manchmal die Seele befriedigend ausfüllt, — manchmal. — Der Freund neckt sie: „Sehen Sie, Fräulein Seffi, — Sie sind eben auch nur ein reproductive Talent, wie alle Frauen.“ — Dann wird sie heftig, zu seinem Gaudium, dann führt sie alle die Frauen an, die nach ihrer Meinung mehr als nur reproductive schaffen, oder sie behauptet, daß schließlich alles finstirische Wirken im höheren Sinne ein reproductive sei. — „Bis auf die Musik,“ sagt er dann, „und darum auch haben wir keine bedeutenden Komponistinnen.“

Schrecklich, dieser Mensch! Und daß sie immer wieder darauf hineinschlägt und sich ärgert! Denn weiter will er ja nichts; dann lacht er mit seinem tiefen, behaglichen Lachen in sich hinein und fragt: „Wie alt sind Sie doch gleich, Fräulein Seffi? Schon achtzehn?“ Das ist doch wirklich eine Grobheit, ja etwas zu einer alten Jungfer von achtunddreißig Jahren zu sagen. Sie hätte dann Lust, ihm böse zu werden, aber das geht doch nicht, einem so alten, bewährten Freunde gegenüber; und sie wird nur noch einmal heftig und sagt: „Einem alten Herrn von achtundvierzig Jahren kann man nichts übel nehmen, — Ihre Jahre geben Ihnen einen Freipass, —“ oder dergleichen. Und schließlich lachen sie beide, und er singt an, sie von einer anderen Seite her zu nennen. — „Es steht Ihnen gar zu nett, Fräulein Seffi, wenn Sie die Stirn so in Falten ziehen; Sie haben dann ein ganz rundes Grübchen gerade über der Nasenwurzel, — das geb' ich nicht für ein ganzes Rittergut her.“ — Und sie darauf: „Bitte, keine Disposition, warten Sie gefälligst bis zu meinem Hinschleiden.“ Und er dann treuerzig schelmisch: „Als ob ich das erlebe! Bei der Trauernachricht sinne ich direct unheilbar tot!“

Ja, wenn der Freund nicht wäre!

Längst hat sie Palette und Pinsel aus der Hand gelegt. Nun ergreift sie die Palette von neuem, giebt ein wenig Terpentin darauf und beginnt, sie zu reinigen. Sie thut es mechanisch, rücksichtslos, läßt ihre Augen durch das einfache, kleine Atelier schweifen. Sie bleiben auf einem Tischchen haften; eigentlich ist es ein alter eingelegter Schachtisch, und zwischen den kleinen, alten Holz- und Eisenbeinschnüppereien, die darauf stehen, erhebt sich inmitten ein in milden Aquarell-Farben bemalter, breiter, schwächer Holzrahmen mit der Photographie eines Herrn in mittleren Jahren. Er hat ein nicht schönes, aber angenehmes Gesicht mit tiefliegenden, gutmütig schalkhaften Augen, und eine auffallend intelligente Stirn, nur daß sie zu hoch ist. Der ganze Kopf ist Stirn, wie Seffi ihren Freund zu hänseln pflegt; nur über den Schläfen ein paar lichte Büschelchen sandfarbenen Haares, sonst ist das Haupt voll-

kommen fahl und glänzt, als sei es poliert. Ja, ja, und so viel Wiege er selber darüber macht, — dieser fahle Schädel ist seine schwache Seite; zwar ist er ja flug, über die Niederungen der anderen mitzuladen, aber immer ist es ihr, als blide zwischen dem Lachen eine kleine Traurigkeit hindurch. Und zuweilen sagt er auch mit unverhohlem Bedauern: „Jetzt beklage ich mich nicht mehr darüber, — aber daß ich schon mit vierundzwanzig Jahren gerade so aussehe, — das war doch eine unverdiente Heimjüngung.“ Wenig war es deshalb, daß er ihr durchaus dies Bild nicht geben wollte zu ihrem letzten Geburtstage; aber sie hatte es auf ihren Wunschzettel geschrieben, und so tonnte er nicht anders. Auch die Schnüretten und das Tischtuch selbst stammten von ihm; ebenso das schöne dunkle, polierte Holzfäschchen mit dem eingelegten Perlmuttrand, sein erstes Geschenk, das er ihr damals gebracht, vor achtzehn Jahren, als sie noch hoffte. — Das Kleidchen stammte von seiner Mutter, das hatte er selbst gefägt, und so etwas bringt man doch nicht einer gleichgültigen Bekannten. Wie hätte sie damals nicht hoffen sollen! Und dann — dann. — Wie die Jahre hingingen, und er ein so seltsam bitteres Wesen annahm, — kurze Zeit nur, — und sie ihm aus Troy gegen sich selbst sagte, daß eine andere, ihre Jugendfreundin, ihn liebe, und er zugriff, diese so unbedeutende, farblose Persönlichkeit als seine Frau heimführte, — warum? mein Gott, warum? Wie sein Schatten war diese Frau gewesen in der kurzen Ehe, immer neben ihm, immer Ja sagend, seine Ansichten und Urtheile bis zum Leberdruck wiederholend, — ohne eine Spur von Eigenart, von Geist, von Initiative. Nun war sie seit zehn Jahren tot. Er war gleich nach ihrem Hinscheiden um einen langen Urlaub eingefommen, denn seine Gesundheit hatte gelitten, und erst nach einem Jahre war er heimgekehrt, erkrankt, gefräst und ohne Zeichen einer tieferen Trauer. Die Frau hatte ihn nicht zu befreiden vermocht, und so konnte ihr Verlust ihm nicht mehr als der eines minderwertigen Familiengliedes sein, den man bedauert, aber der keine tieferen Spuren hinterläßt. Und das alte, vertrüste Freundschafts- und Verhältniß hatte allmählich wieder Platz gegriffen. — Wenn es nur ja bleibt! — Denn sonst, — was soll sie sonst auf der Welt? Es ist doch eine Predigt, zu wissen, daß man einem thuenen Menschen etwas ist, etwas, das ihm kein anderer sein kann. Stein anderer, — keine andere, — wirklich nicht? Aber weshalb hat er denn nie —

Nein, nein. Nur nicht wieder diesem Quälgedanken verfallen. Denn dann ist es, als streife ihre Hand einen Stachel, der in ihrem Herzen sitzt, — dann ist es, als habe er sie verdeckt. — Aber wie! Als ob sie sich jemals auch nur das geringste äußere Zeichen ihrer lebenslangen Neigung würde verzeihen haben! Sie war von denen, die den Mädchenstolz über alles halten und eher sterben würden, als dem Manne ihr Gefühl verrathen, ehe er gebrrochen hat.

Vielleicht ist es nicht das Richtige. — — — Bah, aber es ist ihre Natur so. Niemals hätte sie aus Mitleid geheirathet sein mögen. Und ist das Leben denn nicht noch voller Sonne? Kann sie nicht lachen, wie vor Jahren, sich nicht der schönen Dinge um sie her freuen, intensiver als in ihrer Jugend? Wie schön, wie schön ist der Herbst da draußen!

Sie erktapt sich darauf, wie sie vor dem eingelegten Tischchen steht und schmeichelnd über den blintenden Deckel des alten, polierten Holzfäschchens hinstreicht. Dafür hat sie doch immer eine ganz besondere Vorliebe. Es ist ja blank, so blank, — wie — wie sein Schädel! Und nun muß sie wieder vor jis hinsehen. Und sie tritt vor ihr Bildchen und sieht es gleichsam wie mit fremden Augen an. Mit seinen Augen. Es gefällt ihr plötzlich, und sie weiß in diesem Augenblide ganz genau, daß es auch ihm gefallen wird. Es ist etwas jauchzend Freudiges darin; kein tristes, trübliches Welsen, sondern ein heiteres Vergnügen. Die Natur erscheint ihr wie ein Kind, das sich vor Abend noch einmal jubelnd austobt, um dann lächelnd einzuschlafen.

Tante! Tante Seffi! schallt es aus dem Garten heraus. Sie streckt den Kopf aus dem Fenster und sieht ihre Nichten drunter stehen und den Arm schwenken.

„Tante, Du hast Besuch!“

„Du hast lieben Besuch!“ fügt ihr Verlobter mit nedischer Betonung hinzu. Und dann lachen beide. Neben ihnen steht sie jemand, der den Hut zieht, — ein spiegelblanker Kopf wird sichtbar mit einem geradezu verblüffenden bläulichen Glanzlicht darauf.

„Fräulein Seffi, soll ich hinaustommen?“ schallt es in den tiefen, flangvollen Bah, den sie so gern hört.

Sie erröthet vor Vergnügen. Der Tag scheint gut zu enden, — dieser Schluß hatte ihm gerade noch gefehlt.

„Ich komme hinunter, Director!“

Eilig sieht sie die handvoll gebrauchter Pinsel in den Seifen-tops, läuft loslos im Atelier umher, um irgend welcher mit vorhandenen Anordnung zu steuern, und eilt dann hinaus. Wie ein Trommelwirbel Klingt das Geräusch ihrer treppobereilenden Füße. Aber plötzlich mäßigt sie ihre Schnelligkeit. Man könnte weiß Gott denken — schrecklich, — Seffi muß sich manchmal erst auf ihr Alter besinnen und auf die ihm zukommende Würde. Nur nicht lächerlich sein, — weder vor sich selbst noch vor anderen!

Mit ruhigen, leichten Schritten geht sie vollends die Treppe hinab, kreuzt den Hausrat und den kleinen, gepflasterten Hof und tritt in den Garten hinaus. Das junge Volk begrüßt sie mit heiteren Zurufen. Sie eilt unter den liegenden Reisig hindurch, deren zwei sich gerade über ihrem Haupte in der Luft freuen. Der Director steht vor einem gewölbten Beet, das ein alter, breitzweigiger Rosenbusch beherrscht.

„Sehen Sie nur, Fräulein Seffi, — Ihr Rosenbusch hat ja noch Knospen, zu dieser Jahreszeit!“ ruft er ihr entgegen und weist mit der Linken auf den Strauch mit den blauen dunklen Blättern, zwischen denen zwei dicke, feste Knospen hervorlugen. Mit der Rechten zieht er den Hut; dann reicht er ihr die Hand.

„Aber warum denn nicht?“ erwidert sie lustig. „Sie haben ja auch noch gute Ideen, — manchmal wenigstens.“

Kräftig erwidert sie seinen festen Händedruck.

„Was, — beim ersten Gruß schon die Feindseligkeiten?“

„Feindselig nennen Sie das, wenn ich Sie mit einem Rosenstrauß vergleiche? Diese Annahme! Als ob jemals ein Mensch Sie durch einen so poetischen Vergleich geehrt hätte!“

„Bitte sehr! Wie oft hat man mich schon mit dem Mond verglichen!“ Er zieht den Hut und läßt seine Gläze leuchten.

Und der Mond, Fräulein Seffi, ist eine poetische Großmacht. Was singen die Poeten ohne den Mond an? Sie könnten sich nur gleich hämisch banterott erklären."

"Wie Sie heute wieder mit dem Sir Ihrer Intelligenz, losettern!"

"Losettern! Ich konstatiere einfach eine traurige Thatache, — das Dasein meiner Gläze. Oder finden Sie etwa diese Thatache nicht traurig?"

"Aber ganz im Gegenteil," lachte sie, "ich finde sie äußerst lustig!"

Er markirt einen vorwurfsvollen Blick. "Sie sind einfach erbarmungslos heute, Fräulein Seffi. Ihr jugendlicher Übermut!"

Ihre greisenhohe Empfindlichkeit —

"Ich hebe Augen und Hände in komisch verzweiflungsvoller Anklage gen Himmel.

"Aber was wollen Sie denn!" triumphirt Seffi. "Sie versiegen mich einmal wieder nicht!"

"Aha, die unverstandene Frau!"

Lassen Sie mich doch gefälligst einmal zu Worte kommen. Ich wollte sagen, daß ich es sehr freundlich finde, wenn Ihr inneres Lumen so stark ist, daß es seinen Schein sogar im förperlichen Sinne nach außen wirkt."

"Fräulein Seffi," sagt der Director nach einer Pause ironischer Bewunderung, "Ihr Geist blendet mich. Sie müssen Ihre Ausprüche ein wenig nach meiner geringen Fassungsgabe modeln, um mich geistig nicht zu sehr anzustrengen. Ich kann Ihnen hohen Gedankenlungen nicht ohne gefährlichen Schwund folgen."

Sie gehen langsam auf dem fiesbestreuten Wege neben einander um einen der Grasplätze. Ueber den regenverwaschenen Fleß streut die schon tiefstehende Sonne ihren Goldstaub; hier bricht sie sich Bahn durch halbgelichtete Büsche, deren spärliche Schatten wie zerrißene Schleier hin und wieder flattern. Dort an der Mauer steht eine Familie langausgeschossener Sonnenblumen und wendet, wie gehorchte Soldaten, dem scheidenden Tagesfürsten die runden Gesichter zu. Drobten über ihnen klagen ein paar weise Taubenflügel in der Sonne auf. Das weite Herbst-Panorama, das Seffi von ihrem hohen Atelierfenster aus genöß, ist hier hinter den ragenden Bäumen der Radbargärten verborgen.

Das Paar hat die Runde um den Grasplatz gemacht und ist nun wieder an dem Beet mit dem Dijon-Rosenstrauß angelangt. Wieder beugt der Director sich über den Zweig, an dem die beiden Knospen sich befinden. Es ist etwas Liebevolles in seiner Bewegung.

"Brennen Sie Sich doch die Knospen ab!" sagt Seffi.

"Wäre das nicht schade? Sie können noch aufblühen." —

"O, auf so viele schöne Tage können wir nicht mehr hoffen."

"Vielleicht doch." — Er blidt sie an. Sie starrt gedankenvoll ins Weite.

"Fräulein Seffi," sagt er halb schelmisch mit gedämpfter Stimme, "ich mache Sie hiermit auf das seltene Naturchauspiel Ihres eigenen Gesichtes aufmerksam. Sie sehen ausnahmsweise einmal ernsthaft aus."

"Ja," sagt sie plötzlich energisch und fast ärgerlich, "ich erlaube mir das einmal. Haben Sie etwas dagegen?"

"Dagegen — ? Als ob ich jemals wagte, Ihnen entgegen zu sein!"

Sehen Sie, nun fangen Sie schon wieder an. Ich aber wollte mich gerade einmal über das ewige Geplänkel zwischen uns beklagen. Warum sprechen wir eigentlich so selten einmal ein ernstes Wort mit einander?"

"Daran sind ganz allein Sie schuld."

"Nein, Sie!"

Sie siehen vor dem Rosenbusch. Es ist ein seltsamer Ausdruck in ihren Mienen. Während der Mund und der blonde Schnurrbart zu einem leichten Lächeln verzogen sind, bleiben die hellblauen, geradeblitzenenden Augen ernst.

"Wissen Sie wirklich nicht, warum ich mit Ihnen so viel Unruh predre?" fragt er in einem eigenthümlich kalten Ton.

"N — ein." — Sie ist ganz betreten über seine ungewohnte Art; sie fühlt, wie sie erröthet, und blickt fast ängstlich zu ihm auf.

"Nun, — dann — Es ist ja auch gleichgültig."

"Was haben Sie nur?" fragt sie unruhig.

Nichts, was anders wäre als gewöhnlich." Er ist wieder ganz im alten Geklede. "Na, na, was sind denn das für ein paar Augen, Fräulein Seffi! Wenn Sie mich noch lange diesen Blüthen ausspielen, so gehe ich hier vor Ihren Augen in Flammen auf, wie die römischen Schiffe unter den Brenngläsern des Achimedes."

"Ach, lassen Sie doch!" Sie schüttelt beinahe ärgerlich den Kopf. "Schenken Sie, ich bin nun gerade heute viel zu heiter, um Unruh zu sprechen. Nicht wahr, das klingt beinahe wie Widerspruch? Aber meine Heiterkeit sieht eine Stufe höher, als unsere ewigen Niedereien. — Denken Sie, ich bin heute ganz verauscht vom Herbst. Am liebsten hätte ich Sie vorhin gleich verauscht in mein Atelier, aber ich wußte nicht, in was für einer Stimmung Sie seien, und da hatte ich Angst, Sie möchten mir die meine verderben."

"O, wie schmeichelhaft!"

Nein, nun werde ich aber ernstlich böse. Als ob Sie nicht wüssten, wie ich das meine! Wenn Sie mit Ihren verneinenden Sootreben in meine Begeisterung hineingefallen wären, — ich wäre im Stande gewesen, mich ernstlich mit Ihnen zu zanken. Aber nun habe ich Sie vorbereitet. Jetzt werden Sie artig sein, nicht wahr? Ehe die Sonne untergegangen ist, müssen Sie noch einen Augenblick mit mir hinaufgehen und die Pracht von oben aus ansehen. Ja, und dann auch mein Bild."

"Ah, Sie haben Ihre Begeisterung also in Farben umgesetzt. Natürlich! Der reine empfängliche Genuss genügte nicht —"

"So. Nun nehm' ich Sie nicht mit. Da sind Sie schon mittin im Verneinen. Und ich war heute so zufrieden, — mit der ganzen Welt, — und sogar einmal ausnahmsweise ein wenig mit mir. — Und Sie gönnen mir das nicht. — Sind Sie nun eigentlich mein Freund, — oder nicht?"

"Sie ist ernstlich verstimmt und enttäuscht."

"Stellen Sie mich auf die Probe!"

"Bah, das ist ja eine Roman-Nedensart. Ich habe Sie auf die Probe gestellt, ich habe Ihnen gezeigt, daß ich heute Ihren Mitteindzens bedarf, — und Sie haben mich zurückgestoßen!"

Er lacht gutmütig und greift nach ihrer Hand. "Ich, — Sie, — zurückgestoßen — ! Nein, nein, liebe Freundin, wenn Sie — heute — einmal ausnahmsweise meines Mitsühlens

bedürfen, — mir ist das eine so seltene Freude, daß ich gar nicht daran zu glauben wage!"

Sie seufzt ungeduldig und blickt ihn an, um zu sehen, wie weit er im Scherz und wie weit im Ernst spricht.

"Was soll das nun wieder!" sagt sie schmollend. Und plötzlich fällt ihr ein, daß er dies für eine jugendlich sein sollende Losfetterie halten möchte, und zwinge sich zu einem überlegenen Gesichtsausdruck und wiederholt tief und trocken: "Ja, was soll das nun wieder einmal?"

"Gut, ich gehe mit, ich bin artig," sagt er lächelnd. Aber es ist vollkommen heiteres Lächeln. Er beobachtet sie von der Seite, und sie ihn.

"O, — aber wenn es Ihnen ein Opfer ist."

Trotz dieser Nedensart ist sie sehr zufrieden. Sie muß ihm durchaus ihre Herbst-Slize zeigen. Und dann, — es ist so etwas Eigentes, ihm da oben zu haben in ihrem kleinen Heiligtum, wo sie die alleinige Herrin ist, wo ihre Gedanken mehr als sonst mit ihm beschäftigt sind, und wo es viele Gegenstände von ihm erzählen. Was sie selbst ihm nicht sagen und zeigen darf, ihre tiefe, unverrückbare Neigung, die ein untrennbarer Theil ihrer selbst ist, das dürfen ihm die Studien an den Wänden, die unberührbaren Gegenstände andeuten. — Ach, sie weiß, alle diese Dinge reden keine deutlichere Sprache als sie selbst; nur für ihr eigenes Empfinden, daß alles, was ihr innerlich nahe steht, mit ihm in Verbindung bringt, ist dieser Raum von seinem Geiste erfüllt. Nur sein Bild, das da inmitten des Tisches steht, könnte ihm etwas verrathen, wenn er nicht schon längst wüßte, daß es dort steht, — nicht nur für ihn, sondern für jeden Besucher des Ateliers, ganz barfüßig und öffentlich. Warum auch nicht?! Niemand würde sich daran; sie ist in einem Alter, in dem ihr nicht mehr jede Handlung böswillig kritisiert wird. Nur Neffe und Nichte nennen dies Bild heimlich unter sich „das Unfelchen“, sie hat es einmal gehört und sich im Stillen darüber amüsiert, sich jedoch nichts merken lassen.

So geht sie voll innerer Heiterkeit mit ihm durch den Garten und den Hof, die Treppe hinauf. Hinter ihr verklingt das Lachen und Jauchzen der Spielenden.

"Da verschwinden Zwei!" ruamt der Professor schalhaft seiner Braut ins Ohr.

"Ob ich in Ihrem Alter wohl auch noch von Dir begeistert bin?" neid Connny.

Und er mit erhobenem Finger: "Warte! Wenn wir jetzt allein wären!"

Seffi öffnet das Atelier. Wie freundlich es drinnen aussieht! Nicht allzuwohl, aber dafür steht auch nichts umher, was nicht einen gewissen künstlerischen Werth hätte. An den Wänden, zwischen den eigenen Studien ein paar Radierungen quiter Meister, ein paar Holzschnitte von Dürer und Steinzeichnungen von Thoma; an der einen einige Stücke von Kirchengemäldern um einen kupfergetriebenen alten Weihkessel, darunter eine niedrige, geschnitzte Truhe. Auf dem Fußboden ein neuer Teppich mit einem modernen Edelsteinkreis, ein Geburtstagsgeckent des Neffen. In der Nähe des Fensters, der Staffelei gegenüber, das eingelagte Schachtlädchen mit den vergilbten Elfenbeinfiguren, seltsame indische und chinesische Figuren, und dazwischen einige dunstbraune Holzschnitzereien, alle übertragen von dem Bilde des Freundes.

Sie sieht, wie sein Bild flüchtig alle diese bekannten Gegenstände streift und ein wenig länger auf seiner Photographie zögert. Ein leichtes Misshagen geht wie ein Schatten über seine Züge; dann schreitet er rasch zum Fenster, stemmt die Handflächen auf die Fensterbank und blickt hinaus. Seffi tritt hinter ihn.

"Schön, — nicht wahr?" fragt sie nach einer Weile gedämpft.

Er nickt wortlos. Das Bild draußen hat sich ein wenig verändert seit einer halben Stunde. Drunter in den Gärten breiten sich schon die ersten Schatten; aber der röthliche Abendsonnenchein ist zu den Wippen der Bäume und den höheren Stockwerken und Dächern der Häuser emporgestiegen. Die Veranden, auf deren Dächern der wilde Wein sein farbiges Laub ausbreitet, scheinen in Flammen zu stehen, in den oberen Fenstern der Villen brennt das Abbild der Abendsonne. Sie selbst ist von hier aus nicht zu sehen. Doch schaut sie winzige rothgoldene Blümchen aus, die in dem erblassenden Grünlilacblau des Himmels wie in einem Meere zu schmelzen scheinen.

"Wie das lacht!" sagt er endlich leise. Dann wendet er sich plötzlich ihr zu und blickt in ihr begeistert strahlendes Gejächt. Sie hält dem warm lächelnden Blicke stand. Und er ergreift mit einer schnellen Bewegung ihre beiden Hände, läßt sie aber ebenso schnell wieder los, und sein Auge fällt abermals auf seine Photographie.

"Was haben Sie gemalt?" fragt er dann, wie absichtlich sich aus seiner weichen Stimmung reißend.

Sie war unter seiner plötzlichen Bewegung zusammengezreckt und muß sich jetzt mühsam raffen. Was hat er nur heute? Verwirrt deutet sie auf die Staffelei. Er stellt sich davor und blickt die Slize lange an.

"Was — sagen Sie dazu? — Aber sprechen Sie doch nur. — Sie — dürfen tadeln." —

Noch immer steht er so. Ihr ist, als blicke er garnicht mehr auf das Bild, sondern durch die Leinwand hindurch in irgend welche unbekannte Fernen, wohin sie ihm nicht folgen dürfe, — als entschwinde er ihr mit diesem Blicke, in eine Welt, wo es ihr verwehrt sei, noch Theil an ihm zu haben.

"Wie sind Sie nur heute?" stammelt sie geängstigt. "Tadeln Sie doch, — machen Sie Sich über mich lustig."

Wieder wendet er sich ihr zu. "Diesmal nicht," sagt er. "Vor dieser kleinen Slize habe ich zum ersten Mal das Gefühl, daß Sie eine wirkliche Künstlerin sind."

Sie erschrickt beinahe vor diesem Lob. Es sieht ganz ernst aus, wie sie ihn kaum je gesehen. Und sie fühlt, wie sie dunkelrot wird.

"Nein, — Sie —"

"Ja, ja, wirklich," versichert er und blickt sie tief und aufrecht an. "Da haben Sie etwas gemalt, was Ihnen gemäß ist, Ihrer inneren Natur. Vielleicht steht eine Impressionistin in Ihnen, vielleicht haben Sie Sich heute gefunden. — Das ist sehr merkwürdig. — Wissen Sie, — jetzt rathe ich Ihnen, nach München oder Paris zu gehen und ernstlich zu studiren: Sie müssen ausprobieren, ob dieser Griff ins Volle nur ein Zufall ist, — oder die plötzliche Offenbarung eines Talentes."

Sie ist so erschrocken und erschüttert, daß ihr Thränen in die Augen treten. Sie ist etwas, — sie hat etwas Werthvolles geschaffen, — er sagt es, — und so ist es auch wahr. — Und nun, — nun schaut er sie fort, von sich fort, in die Fremde,

in ein neues, schweres Leben, das sie nicht kennt, mit dessen erbarmungslosen Wellen sie ringen soll, ohne seinen Rath, ohne die stets aufrichtende, tröstliche, heitere Freundschaft, die sie nicht mehr entbehren kann.

"Freuen Sie Sich nicht?" fragt er halb erstaunt und den Thränen in ihren Augen gegenüber ein wenig verlegen.

"O, — ja, ja, — sehr!" sagt sie tapfer. Ja, im Grunde freut sie sich ja auch. — Pfui, so feige zu sein! Nun ist ihr ja doch ein alter Herzewunsch erfüllt.

"Und hier im Hause haben Sie auch bald nichts weiter zu suchen," fährt er nachdenklich fort. "Wissen Sie, — und nun lächelt er wieder — mir selbst ist der Gedanke noch so neu, ich kann mich noch gar nicht hineindenken, wir müssen da noch alle Einzelheiten überlegen. — Aber einsweilen deuge ich mich vor dem Genius."

Er macht ihr eine tiefe, schwerhafte Verbeugung.

"O, — nein, jetzt keine Nederei!" wehrt sie angstlich und erregt ab.

Aber wirklich, wirklich, Sie können etwas!" sagt er, wieder vor dem Bilde. "Sie haben da eine volle Stimmung gesetzt, ein Stück glühendes Leben erstehen lassen. Ich nenne es „Lachender Herbst“, — das ist es. Lachender Herbst, — wie gefällt Ihnen das?"

"Gut," sagt sie, "gut. — Aber ich bin noch gar nicht recht bei mir. — Es ist auch doch wohl zu spät für mich."

"Zu spät ist es nie und für nichts. Damit kommen Sie mir nicht. Seien Sie glücklich, daß Sie Sich entdeckt haben. Wie kommt das nur auf einmal? Ich bin noch ganz überrascht. — Was haben Sie denn nur gedacht und empfunden?"

"An dich, — an dich hab' ich gedacht! möchte sie rufen. Aber sie hält an sich.

"Aber was für einen Unsinn ich da rede!" fährt er lebhaft fort. "Als ob ich nicht wüßte, daß das beige Schaffen ein unbewußtes ist, ein unwirkliches, das aus der Seele hervorspringt wie der Duell aus dem Felde! Fräulein Seffi, Sie sind eine Künstlerin, sind es über Nacht geworden, — ist das nicht etwas Merkwürdiges? Ich bin ganz stolz auf Sie!"

Die Knie beben ihr. Sie muß sich auf die Truhe niederlassen. "Wie gut Sie sind!" bringt sie heraus.

"O, — ganz im Gegenteil!" sagt er heiter und sieht sich unbefangen neben sie auf den harten Holzstuhl. "Ich beneide Sie sogar ein bißchen. Und dann thut es mir auch ganz egoistisch leid, Sie zu verlieren. Sie werden eine eifrige Studentin werden und ganz in Ihrem Streben aufgehen, — mein Bild wird immer bläser werden in Ihrer großen Künstlerseele —"

Er hat schon wieder den schwerhaften Ton.

"Ich habe ja Ihre Photographie," sagt sie, sich ebenfalls hinter die gute, alte Gewohnheit des Redens verschanzend, und weist auf den Stehrahmen.

"Zwei sogar!" sagt er plötzlich.

"Zwei? Nein, nur die eine." Sie blickt ihn an und sieht zu ihrer Bestürzung, daß eine dunkle Röthe in seinem Gesicht aufgestiegen ist, vom Halse aufwärts bis in die Stirn, bis über die gewaltige Gläze hinüber.

"Zwei," beharrt er scharf, trotz seiner Bemühung, den heiteren Ton festzuhalten. "Zwei, Fräulein Seffi, obwohl Ihr Schönheitsum Ihnen verboten hat, damals von der ersten Notiz zu nehm'en. — Ja, ja, es hat lange gedauert, bis Sie Sich mit der Gläze befrieden könnten! Heute, wo der erste Schritt zu einer dauernden Trennung gethan ist, können wir ja wohl einmal darüber reden, — so zwei alte, vernünftige Leute wie wir. — Jetzt, da Sie ein würdiges Lebensziel vor Augen haben, und ich mir die Kraft zutraue, es Ihnen zu gönnen, ohne meinen Anteil an diesem neuen Leben zu beanspruchen —"

In äußerster Bestürzung hat sie sich erhoben und startt ihn an, mit leicht geöffnetem Munde, ohne zu verstehen.

"Wo von — wovon sprechen Sie — denn eigentlich?" stammelt sie.

"Also selbst die Thatache leugnen Sie?!" sagt er mit resigniertem Spott. "Wirklich, Fräulein Seffi, Sie treiben die Consequenz bis zum äußersten. Da, — sehen Sie, — da steht das Holzfäschchen, und Sie wollen noch immer nichts von alledem wissen! Nun, Ihre Antwort auf meine Frage damals war ja auch deutlich genug: Sie sagten mir, daß Frida mich liebt, — und ich, — in meinem verzweifelten Trostbedürfnis, — aus Schrecken nach irgend einer Liebe, — wenn es die Ihre nun nicht sein sollte —"

Was stehen Sie denn da so erstaunt? Man kann doch einmal darüber reden, jetzt, am Wendepunkte Ihres Lebens. — Was ist es denn? Sie sehen, ich spreche ganz ruhig; ich helfe Ihnen nur die alten Rechnungen abzuschließen und einen Strich darunter machen."

Er ist jetzt ganz bleich. Aber sein Gesicht ist vollkommen ruhig, fast heiter, und etwas leise Verneinendes, vielleicht nur die leise Reflexbewegung einer fast erstorbenen Empfindung, wehrt sich gegen diese Heiterkeit. Auch er hat sich erhoben und geht nun langsam an den kleinen Schacht, ergreift das Holzfäschchen und lehrt nach der Truhe zurück.

"Eduard, —" sagt sie leise und wanzt halb ohnmächtig gegen ihn, über ihm, ihr Kopf sinkt ihm auf die Schulter. Er ist ausgeprungen und hält sie.

"Seffi, — um Himmelswillen, Seffi, — was ist das?"

Sie legt ihm beide Arme um den Hals. "Nur einmal! —" bittet sie mit fast verzagendem Munde, "nur einmal! Ich hätte fast vergessen, daß es zu spät ist! Warum fragtest Du nicht deutlicher? Ich bin halb gestorben im Warten, — ich hatte nichts gefunden, — ich wußte von nichts." —

Erschüttert stehen sie aneinander gelehnt. Sie fühlt ihn von Kopf zu Füßen erzittern. Dann zieht sie seinen Kopf herunter und führt ihn mitten auf die Blaue.

"So," sagt sie mit vor verhaltenem Weinen zudendem Munde, "jo, — das war der Strich unter der Rechnung. — Jetzt, — jetzt bin ich wieder achtunddreißig Jahr alt." Sie löst ihn frei und richtet sich auf. Eine schwergewölzte Kraft durchströmt sie; jetzt weiß sie, daß sie den Kampf mit der Welt aufnehmen kann. Nicht um Vergangenes weinen, — keine Schwäche! Dazu ist keine Zeit mehr in ihrem Leben. —

In plötzlicher Beschämung über das, was sie gethan, hat sie sich von dem Freunde abgewandt und blieb hinaus, empor. Deroben am Himmel bat sich das Roth der schwebenden Wölchen vertieft; feuerflügelt steuern sie nach Westen, der Sonne nach, als wollten sie zur Quelle des Lichtes zurück, um sich ihr neue zu vereinen. —

Da zuckt Seffi zusammen. Ein leises Lachen ist an ihr Ohr gedrungen, und ein umschlingender Arm zieht sie sanft und unwiderrücklich zu sich heran.

"Liebe! Liebste!" sagt der Freund heiter und mit gedämpfter Stimme. "Eigenart ist es ja zum Weinen, wie wir zwei uns um einen ganzen, langen Lebenssommer voll Glück betrogen haben. — Aber ich bitte Dich, — lach uns nicht bitter sein! Sich, der Herbst ist ja auch noch schön! Wenn wir bis heute stark genug waren, diesen Herbst, ohne vereint zu sein, doch lachend zu genießen, — warum sollten wir jetzt nicht weiter lachen können, da wir uns gefunden haben? Und warum sollten wir uns wieder lassen, nachdem wir uns gefunden haben? Es müßte denn sein, —" und die alte Schelmerei ist in seinem Ton und in seinem Gesicht, — "daß Du jetzt etwas anderes und besseres von der Zukunft erwarteest, daß Du nicht darauf verzichten willst, eine große Künstlerin zu werden." —

Halb weinend, halb lachend schmiegt sie sich an ihn; jetzt legt sie ihm die Hand auf den Mund.

"Als wenn ich eine hätte werden können, ohne Dich! Soll ich eine werden, so werde ich sie mit Dir, durch Dich; und wenn nicht —"

Sie lehnt den Kopf gegen seine Schulter zurück und lädt hell auf vor Freude.

"Wenn nicht, — Du, dann haben wir doch genug zu thun —; im Herbst haben wir den ganzen, langen Sommer nadzuholen!"

Rückdruck verboten.

Auf dem Königssee.

Nach dem Gemälde von W. Gause. — Siehe Seite 141.

Wir zogen, den Rücken auf dem Rücken, von Reichenhall nach Berchtesgaden fröhlich unsere Straße, um dem schönsten See Deutschlands, dem Königssee, einen Besuch abzustatten, und freuten uns schon in dem Gedanken, nun bald auf seinen grünen Fluthen schaukeln zu können. Uns war der Königssee schon ein alter Bekannter, trotzdem wir ihn bisher noch nie gesehen hatten; sind doch in jeder Bildergalerie, in jeder Kunst-Ausstellung zahlreiche Gemälde von ihm zu finden, ganz zu Schweigen von den vielen Photographien in den Schaukabinett der Kunsthändlungen. — Als kurz vor Berchtesgaden der Watzmann vor uns auftauchte, machten wir recht betrübte Gesichter: der Bergriese hatte eine Kappe ausgelegt. Das war kein gutes Zeichen, auch hatte man uns gesagt, daß der Königssee seine volle Schönheit nur dann zeige, wenn die Berge keine Schleier tragen. Wir ließen uns die Laine aber nicht verderben, sondern beschloßen, unfern Besuch bis zum nächsten Morgen zu verschieben und uns heute die liebliche Stadt Berchtesgaden anzusehen. Unser Weg führte uns auch zu dem in der Nähe befindlichen Salzbergwerk, und ehe wir uns verabschiedeten, stiegen wir im Grubenkittel und marschierten in die dunkle Tiefe des Berges. Einen Kilometer weit mochten wir wohl, immer aufwärts steigend, gegangen sein, da that sich vor uns eine von zahllosen Tropfsteinen erleuchtete Höhle auf, — wir standen vor einem Salzsee, in dessen schwarzen Fluthen sich die Lichter spiegelten. Ein Nachen nahm uns auf, und anstatt auf den grünen Wellen des Königssees zu schaukeln, wie wir uns vorgenommen, gondelten wir schweigend auf der dichten Salzfluth im Innern des Berges, als ginge es der Unterwelt zu. In die Unterwelt mußten wir auch, aber die Fahrt war lustig. kaum hatten wir wieder "Land" unter den Füßen, da nahmen wir auf einer Rutschbahn Platz, — einer glatt polierten Rinne aus festem Holz, — auf der wir bis zur nächsten Stollen-Ecke hinabzugeleiten hatten. Ein stattlicher Bergmann, die glimmende Laterne im Gürtel, nahm als vorderster Platz, wir hinter ihm, einer dicht an den anderen gedrängt. Jetzt gab der Führer einen schnellen Ruck und — qui! — rasteten wir hinunter, daß die Lust am Ohre pfiff. Dann bestiegen wir einen "Hund" und rollten auf abschüssiger Bahn hinab, immer

schneller, immer schneller. Die Felswände, vom ungewissen Lichte der Laternen erhellt, huschten gespenstisch an uns vorüber; wir bogten um scharfe Ecken, und immer noch umgab uns die rabenschwarze Finsterniß des Erdinneren. Aber da tauchte fern ein heller Stern auf, er wächst und wächst zur lichten Pforte, und aufschwingend fanden wir uns wieder unterm Lichte der goldenen Sonne, das gar lieblich in den dichten Bispeln der Kastanien spielet.

Am nächsten Morgen langten wir schon in thautiger Frühzeit am Königssee an. Wir waren die ersten am Platze und hatten die Freude, unbehelligt von lautem Geschwätz, unangebrachten Wigen und verunglückten Jodlern, uns dem mächtigen Zauber, den die Bergnatur hier entfaltet, hingeben zu können. Wir stiegen vom Landungssteg in ein Boot, und leise ruderten uns ein rüstiges Dirndl und ein starker Bursche in der fleidbaren Landesstracht über die tiefschwarze Fluth. Von dem See ist noch nicht viel zu sehen: eine kleine Bucht, im Hintergrunde abgeschlossen durch eine steile Felswand. Zur Linken, hinter Baumgruppen verbreitet, zeigt sich der Giebel einer Villa, zur Rechten das kleine Inselchen Christlinger, auf dem ein bescheidenes Heiligtum steht. Je weiter wir aber fahren, desto mehr entfaltet sich die Landschaft in ihrer ganzen Großartigkeit. Langsam gleiten wir dahin über die spiegelglatte Fläche, in stiller Andacht vor der gewaltigen Kraft dieser Hochnatur. Prall springen die Wände oft mehr als tausend Meter unmittelbar aus dem See empor, sodß kein Vogel an ihnen fliegen könnte. Die feste, steile Wand zu unserer Rechten ist die Hafensteinwand. Hier und da erblicken wir dicht über dem See kleine Erinnerungstafeln; sie sind zum Andenken an Menschen angebracht, die hier einst von Felsen abgestürzt sind und einen jähren Tod in den Wellen fanden. Nie hat man ihre Leichen gefunden, sagt unser Bootsführer, der See gibt seine Opfer nicht wieder heraus. — Zu unserer Linken ist der Wallerwinkel, eine Bucht, von der aus der See als Landschaftsbild sich am vollkommensten darbietet und insgesamt immer wieder gemalt, gezeichnet und photographiert wird. — Schon längst erblicken wir in weiter Ferne eine Häusergruppe, die wie ein winziges Spielzeug auf dem Wasser zu schwimmen scheint. Wir kommen näher und näher und betreten endlich das kleine dreieckige Thälchen, auf dem unter alten Lindenbäumen das Jagdschlößchen St. Bartholomä liegt. Dicht hinter ihm thürmen sich in drohender Pracht gewaltige Berg-Pilaster auf: das Juwel des steinernen Meeres, dessen höchste Spitze die Schönfeldspitze ist, und der Watzmann. Namentlich der Watzmann gewährt von hier aus einen unbeschreiblichen Anblick, er scheint unnahbar zu sein, und in der That ist es bisher nur wenigen waghaften Bergsteigern gelungen, ihn von dieser Seite zu besiegen. Ein graubärtiger Föriert schraubte ein Fernrohr an einen Baum und lud uns ein, hindurchzugehen. Wir erblicken nur Felsengestein und Schnee. Der Alte schmunzelt und bedeutet uns, genauer hinzusehen, und richtig, — dort bewegt sich etwas: ein schlanker Gemshund läuft in den Bergen und scheint mit spöttischer Ruhe auf uns niederzuzeugen!

Und wieder gleitet unser Nachen südwärts, bis wir an der schmalen Landzunge zwischen Königs- und Obersee an Land gehen. An dem herzoglichen Jagdschlößchen vorbei, erreichen wir den Strand des Oberen Sees, des andächtig feierlichen Bergjuwels, dessen Schönheit nicht zu beschreiben ist. Zur Rechten wie zur Linken schließen gewaltige Felswände ihn ein,

Unsere Kinder.



Lieber Bächi!

Hier sende ich Dir unsere Photographie. Die Mihi ist meine Cousine, und der Gusti ist mein Cousin; ich bin vier Jahre alt, spreche ungarisch, nur sehr wenig deutsch und trinke Cacao. Das Christkindl war auch in Budapest, hat mir viele schöne Sachen gebracht, auch einen Schlitten, aber keinen Schnee hat es geschickt; aber ich werde warten. Mama sagt, wenn ich brav bin, bekomme ich noch Schnee. Die Mihi ist ein braves Mädi, sie spielt sehr schön mit mir, der Gusti läuft Schlittschuh; auch ich möchte schon, aber meine Füße sind noch zu klein.

Es grüßt Dich

Budapest.

Lajoska.

Diesen Brief hat der Lajoska ungarisch seiner Mutter dictirt.

im Hintergrunde liegt eine einjame Alm, und über dieser schwingen sich zwei schroffe Felsspitzen, die Teufelshörner, empor; inmitten dieser gigantischen Bergwelt liegt der See ernst und kristallhell da. Wir sind ver sucht die Landschaft mit einem Riesendom, von Riesen errichtet, zu vergleichen, in dem das leise Rauschen des Wasserfallen die Orgel spielt. Fast gemal sam reihen wir uns los, so schwer können wir uns trennen; aber wir haben ja noch die Rücksicht vor uns, auf der wir das bisher Weisste noch einmal genießen werden.

Unausschöpflich ist der Eindruck, den wir empfangen haben, schweigend und in uns gelehrt wanderten wir wieder nach Berchtesgaden. Wie schön muß nun erst der See im Winter sein, fragten wir uns, wenn sein Wasser zu kristallarem Eis erstarrt ist und die Bergriesen bis unten mit glitzerndem Schnee bedekt sind? Hans Hoffmann erzählt von einem Manne, der fuhr von Leipzig geradeaus über München nach Berchtesgaden und von da an den Königssee. Und dann zu Schlitzbach in den frühen Morgen hinein über die spiegelglatte Eisfläche zwischen den silbernen Bergen hin. Der Genuss muß überwältigend sein! Leider aber können nur wenige Sterbliche ihn sich gestatten.

Nachdruck verboten.

Schutz gegen den Wurmfraß.

Gewiß haben Sie, verehrte Leserin, schon einmal mit Kummer entdeckt, daß ein Möbelstück, das längere Zeit hindurch unbenuzt gestanden, den Larven des Bohrläfers zum Opfer gefallen war. Auf den mit kleinen Löchern übersät, von denen jedes den Eingang zu einem Kanale bildet, in das Holz im Innern zu Wurm-Mehl verarbeitet. Und gerade das harte Holz der Eichen und Buchen bevorzugen diese kleinen verborghen Feinde, während sie das weiche der Tannen, Fichten, Linden, Papeln u. a. meist verschonen. Ein Mittel, Hölzer oder hölzerne Gegenstände, die man längere Zeit in abgelegenen Räumen unbenuzt aufzubewahren gezwungen ist, vor den Larven der Bohrläfer zu schützen, kannte man bisher nicht. Jetzt erst ist eine Entdeckung gemacht worden, die uns für die Zukunft wenigstens ermöglicht, alle Hölzer vor Wurmstichtigkeit zu schützen. Ein wesentlicher Bestandteil vieler Hölzer ist Stärke. Schon früher hatte der Franzose Emile Mer entdeckt, daß das von den Larven bevorzugte Holz sehr stärkeltig ist, daß von ihnen verbrauchte Holz aber, das Wurm-Mehl, gar keine Stärke mehr enthält. Daraus und aus der Erfahrung, daß immer nur der stärkeltige Stiel, niemals das stärklose Kernholz der Eiche von den Larven angegriffen wird, schloß er, daß die Stärke es sei, die die Thiere anziehe. Und wirklich, als er einen Haufen Eichenstämme, denen zur Hälfte die Stärke entzogen war, drei Jahre unbefüllt gelassen hatte, zeigte sich, daß die Bohrläfer-Larven den Stiel der stärkeltigen Eichenstämme vollständig zu Pulpa verarbeitet hatten, während die stärklosen gänzlich unberührt geblieben waren. Ja, die Witterung der Larven für die Stärke im Holze ist so fein, daß durch ihren Angriff erst der Stärkegehalt einzelner kleiner Stellen an Hölzern, die für völlig stärkfrei galten, entdeckt wurde. War es somit außer Zweifel, daß die Larven nur stärkeltiges Holz angreifen, so war der weitere Weg, sich gegen sie zu schützen, von selbst gegeben: es galt, die Hölzer zu entstärken. Die eben genannten weichholzigen Bäume enthalten nur im Sommer Stärke, im Winter sind sie stärklos. Man braucht sie daher nur, um von ihnen wurmstichiges Holz zu bekommen, im Winter zu fällen. Bei Eichen und Buchen aber muß ein besonderes Verfahren angewandt werden: Die Stämme müssen im Frühjahr geringelt werden, das heißt, die Rinde muß einige Centimeter breit ringförmig abgeschnitten werden müssen, geringelt wird. Der Stamm kann dann noch lebend, aber völlig entstärkt, gefällt werden. Also, verehrte Leserin: Wenn es in Ihren Kräften steht, lassen Sie sich künftig Ihr Garten-Spalier nur von Tüchern verstellen, die im Winter gefällt sind, und Ihre Möbel von Eichen und Buchen, die in sachfundiger Weise geringelt worden sind.

Redactions-Post.

Franz Gertrud in Rudolstadt. —

"Was nicht mich der Mantel, wenn er nicht gerollt ist," stammt aus der von Wilhelm Camphausen illustrierten, in den "Allgemeinen Blättern" von 1847 erschienenen Humoreske "Der Einjährige, Freiwillige auf dem Markt."

Margarethe St. in Nürnberg. — Alle Mohammedaner beten ihr Gebete, wie die römischen Katholiken und die Buddhisten, an Rosenkränzen ab. Da der Rosenkranz erst zu den Geiten der Kreuzigungen bei den römischen Katholiken eingeführt worden ist, so ist es wahrscheinlich, daß diese ihr von den Mohammedanern aus dem Orient entlehnt haben, wie die Muselmanen ihn von den Buddhisten entnahmen. Der mohammedanische Rosenkranz hat hundert Perlen, welche die hundert guten Eigenschaften Gottes bedeuten. Bei den Mohammedanern ist er übrigens feinledrig ein Gebet, welches mit Abwidlung einer Perle beragt, sondern man sagt z. B. bei jedem Durchstecken einer Perle bloß: "Gott", oder "Gott verzeih' es", oder "Gott ist gelobt" etc.